



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Kultur der Renaissance in Italien

Burckhardt, Jacob

Stuttgart, 1966

VI. Abschnitt: Sitte und Religion

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81287](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81287)

SECHSTER ABSCHNITT

SITTE UND RELIGION

hm
ne,
er-
ch-



SITTE UND RELIGION

Die Moralität. * Die Religion im täglichen Leben. * Die Religion und der Geist der Renaissance. * Verflechtung von antikem und neuem Aberglauben. * Erschütterung des Glaubens überhaupt.

ERSTES KAPITEL

DIE MORALITÄT

Das Verhältniß der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen. Je deutlicher die Aussagen auf diesem Gebiete zu sprechen scheinen, destomehr muß man sich vor einer unbedingten Annahme, einer Verallgemeinerung derselben hüten.

Vor allem gilt dies von dem Urtheil über die Sittlichkeit. Man wird viele einzelne Kontraste und Nuancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen, ist menschliche Einsicht zu schwach. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gerne allgemeine Zensuren, und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation, die durch Kultur, Taten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neuern Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker.

So ist denn auch, was hier folgt, kein Urtheil, sondern eine Reihe von Randbemerkungen, wie sie sich bei mehrjährigem Studium der italienischen Renaissance von selber ergaben. Ihre Geltung ist eine um so beschränktere, als sie sich meist auf das Leben der höhern Stände beziehen, über welche wir hier im guten wie im bösen unverhältnismäßig reichlicher unterrichtet sind, als bei andern euro-

päischen Völkern. Weil aber Ruhm und Schmach hier lauter tönen als sonst irgendwo, so sind wir deshalb der allgemeinen Bilanz der Sittlichkeit noch um keinen Schritt näher.

Wessen Auge dringt in die Tiefen, wo sich Charaktere und Schicksale der Völker bilden? wo Angeborenes und Erlebtes zu einem neuen Ganzen gerinnt und zu einem zweiten, dritten Naturell wird? wo selbst geistige Begabungen, die man auf den ersten Blick für ursprünglich halten würde, sich erst relativ spät und neu bilden? Hatte z. B. der Italiener vor dem 13. Jahrhundert schon jene leichte Lebendigkeit und Sicherheit des ganzen Menschen, jene mit allen Gegenständen spielende Gestaltungskraft in Wort und Form, die ihm seitdem eigen ist? Und wenn wir solche Dinge nicht wissen, wie sollen wir das unendlich reiche und feine Geäder beurteilen, durch welches Geist und Sittlichkeit unaufhörlich ineinander überströmen? Wohl gibt es eine persönliche Zurechnung und ihre Stimme ist das Gewissen, aber die Völker möge man mit Generalsentenzen in Ruhe lassen. Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Kultur der Renaissance auf ihrer Höhe angelangt und zugleich das politische Unglück der Nation soviel als unabwendbar entschieden war, fehlte es nicht an ernstesten Denkern, welche dieses Unglück mit der großen Sittenlosigkeit in Verbindung brachten. Es sind keine von jenen Bußpredigern, welche bei jedem Volke und zu jeder Zeit über die schlechten Zeiten zu klagen sich verpflichtet glauben, sondern ein Machiavell ist es, der mitten in einer seiner wichtigsten Gedankenreihen¹ es offen ausspricht: ja wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse. — Ein anderer hätte vielleicht gesagt: wir sind vorzugsweise individuell entwickelt; die Rasse hat uns aus den Schranken

¹ Discorsi L. I, c. 12. Auch c. 55: Italien sei verdorbener als alle andern Länder; dann kommen zunächst Franzosen und Spanier.

ihrer Sitte und Religion entlassen, und die äußern Gesetze verachten wir, weil unsere Herrscher illegitim und ihre Beamten und Richter verworfene Menschen sind. — Machiavell selber setzt hinzu: weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel gibt.

Sollen wir hier noch beifügen: „weil das Altertum ungünstig einwirkte?“ — jedenfalls bedürfte eine solche Annahme sorgfältiger Beschränkungen. Bei den Humanisten (o. S. 249 f.) wird man am ehesten davon reden dürfen, zumal in betreff ihres wüsten Sinnenlebens. Bei den übrigen möchte sich die Sache ungefähr so verhalten haben, daß an die Stelle des christlichen Lebensideals, der Heiligkeit, das der historischen Größe trat, seit sie das Altertum kannten (o. S. 140 A. 1). Durch einen naheliegenden Mißverständnis hielt man dann auch die Fehler für indifferent, trotz welcher die großen Männer groß gewesen waren. Vermutlich geschah dies fast unbewußt, denn wenn theoretische Aussagen dafür angeführt werden sollen, so muß man sie wieder bei den Humanisten suchen, wie z. B. bei Paolo Giovio, der den Eidbruch des Giangaleazzo Visconti, insofern dadurch die Gründung eines Reiches ermöglicht wurde, mit dem Beispiel des Julius Cäsar entschuldigt¹. Die großen florentinischen Geschichtsschreiber und Politiker sind von so knechtischen Zitaten völlig frei, und was in ihren Urteilen und Taten antik erscheint, ist es, weil ihr Staatswesen eine notwendig dem Altertum einigermaßen analoge Denkweise hervorgetrieben hatte. Immerhin aber fand Italien um den Anfang des 16. Jahrhunderts sich in einer schweren sittlichen Krisis, aus welcher die Bessern kaum einen Ausweg hofften.

Beginnen wir damit, die dem Bösen aufs stärkste entgegenwirkende sittliche Kraft namhaft zu machen. Jene hochbegabten Menschen glaubten sie zu erkennen in Gestalt des Ehrgefühls. Es ist die rätselhafte Mischung aus Gewissen und Selbstsucht, welche dem modernen Menschen noch übrig bleibt, auch wenn er durch oder ohne seine Schuld alles übrige, Glauben, Liebe und Hoffnung ein-

¹ Paul. Jov. viri illustres: Jo. Galeazzo Vicecomes.

gebüßt hat. Dieses Ehrgefühl verträgt sich mit vielem Egoismus und großen Lasten und ist ungeheurer Täuschungen fähig; aber auch alles Edle, das in einer Persönlichkeit übriggeblieben, kann sich daran anschließen und aus diesem Quell neue Kräfte schöpfen. In viel weiterm Sinne, als man gewöhnlich denkt, ist es für die heutigen individuell entwickelten Europäer eine entscheidende Richtschnur des Handelns geworden; auch viele von denjenigen, welche noch außerdem Sitte und Religion treulich festhalten, fassen doch die wichtigsten Entschlüsse unbewußt nach jenem Gefühl.

Es ist nicht unsere Aufgabe, nachzuweisen, wie schon das Altertum eine eigentümliche Schattierung dieses Gefühls kannte und wie dann das Mittelalter die Ehre in einem speziellen Sinne zur Sache eines bestimmten Standes machte. Auch dürfen wir mit denjenigen nicht streiten, welche das Gewissen allein statt des Ehrgefühls als die wesentliche Triebkraft ansehen; es wäre schöner und besser, wenn es sich so verhielte, allein sobald man doch zugeben muß, daß die bessern Entschlüsse aus einem von „Selbstsucht mehr oder weniger getrübt Gewissen“ hervorgehen, so nenne man lieber diese Mischung mit ihrem Namen. Allerdings ist es bei den Italienern der Renaissance bisweilen schwer, dieses Ehrgefühl von der direkten Ruhmbegier zu unterscheiden, in welche dasselbe häufig übergeht. Doch bleiben es wesentlich zwei verschiedene Dinge.

An Aussagen über diesen Punkt fehlt es nicht. Eine besonders deutliche mag statt vieler hier ihre Stelle finden; sie stammt aus den Aphorismen des Guicciardini¹. „Wer die Ehre hochhält, dem gelingt alles, weil er weder Mühe, Gefahr noch Kosten scheut; ich habe es an mir selbst erprobt und darf es sagen und schreiben: eitel und tot sind diejenigen Handlungen der Menschen, welche nicht von diesem starken Antrieb ausgehen.“ Wir müssen freilich hinzusetzen, daß nach anderweitiger Kunde vom Leben des Verfassers hier durchaus nur vom Ehrgefühl und nicht

¹ Franc. Guicciardini, Ricordi politici e civili, N. 118. (Opere inedite, vol. I.)

vom eigentlichen Ruhme die Rede sein kann. Schärfer aber als vielleicht alle Italiener hat Rabelais die Sache betont. Zwar nur ungern mischen wir diesen Namen in unsere Forschung; was der gewaltige, stets barocke Franzose gibt, gewährt uns ungefähr ein Bild davon, wie die Renaissance sich ausnehmen würde ohne Form und ohne Schönheit¹. Aber seine Schilderung eines Idealzustandes im Thelemitenkloster ist kulturgeschichtlich entscheidend, so daß ohne diese höchste Phantasie das Bild des 16. Jahrhunderts unvollständig wäre. Er erzählt² von diesen seinen Herren und Damen vom Orden des freien Willens unter andern wie folgt:

En leur reigle nestoit que ceste clause: *Fay ce que voudras*. Parce que gens liberes, bien nayz³, bien instruictz, conversans en compaignies honnestes, ont par nature un instinct et aguillon qui tousjours les poulse à faictz vertueux et retire de vice: Lequel ilz nommoyent *honneur*. —

Es ist derselbe Glaube an die Güte der menschlichen Natur, welcher auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beseelte und der französischen Revolution die Wege bereiten half. Auch bei den Italienern appelliert jeder individuell an diesen seinen eigenen edeln Instinkt, und wenn im großen und ganzen — hauptsächlich unter dem Eindruck des nationalen Unglückes — pessimistischer geurteilt oder empfunden wird, gleichwohl wird man immer jenes Ehrgefühl hochhalten müssen. Wenn einmal die schrankenlose Entwicklung des Individuums eine welthistorische Fügung, wenn sie stärker war als der Wille

¹ Seine nächste Parallele ist Merlinus Coccajus (Teofilo Folengo), dessen *Opus Macaronicorum* (o. S. 149, 248) Rabelais erweislich gekannt und mehrmals zitiert hat (*Pantagruel* L. II, ch. 1 und ch. 7, Ende). Ja, die Anregung zum *Gargantua* und *Pantagruel* möchte überhaupt aus Merlinus Coccajus stammen.

² *Gargantua* L. I, ch. 57.

³ D. h. wohlgeboren im höhern Sinn, denn Rabelais, der Wirtsohn von Chinon, hat keine Ursache, dem Adel als solchen hier ein Vorrecht zu gestatten. Die Predigt des Evangeliums, von welcher in der Inschrift des Klosters die Rede ist, würde zu dem sonstigen Leben der Thelemiten wenig passen; sie ist auch eher negativ im Sinne des Trotzes gegen die römische Kirche zu deuten.

des Einzelnen, so ist auch diese gegenwirkende Kraft, wo sie im damaligen Italien vorkömmt, eine große Erscheinung. Wie oft und gegen welch heftige Angriffe der Selbstsucht sie den Sieg davontrug, wissen wir eben nicht, und deshalb reicht unser menschliches Urteil überhaupt nicht aus, den absoluten moralischen Wert der Nation richtig zu schätzen.

Was nun der Sittlichkeit des höher entwickelten Italieners der Renaissance als wichtigste allgemeine Voraussetzung gegenübersteht, ist die Phantasie. Sie vor allem verleiht seinen Tugenden und Fehlern ihre besondere Farbe; unter ihrer Herrschaft gewinnt seine entfesselte Selbstsucht erst ihre volle Furchtbarkeit.

Um ihretwillen wird er z. B. der früheste große Hasardspieler der neuern Zeit, indem sie ihm die Bilder des künftigen Reichtums und der künftigen Genüsse mit einer solchen Lebendigkeit vormalt, daß er das Äußerste daransetzt. Die mohammedanischen Völker wären ihm hierin ohne allen Zweifel vorangegangen, hätte ihn nicht der Koran von Anfang an das Spielverbot als die notwendigste Schutzwehr islamitischer Sitte festgestellt und die Phantasie seiner Leute an Auffindung vergrabener Schätze gewiesen. In Italien wurde eine Spielwut allgemein, welche schon damals häufig genug die Existenz des einzelnen bedrohte oder zerstörte. Florenz hat schon zu Ende des 14. Jahrhunderts seinen Casanova, einen gewissen Buonaccorso Pitti, welcher auf beständigen Reisen als Kaufmann, Parteigänger, Spekulant, Diplomat und Spieler von Profession enorme Summen gewann und verlor, und nur noch Fürsten zu Partnern gebrauchen konnte, wie die Herzoge von Brabant, Baiern und Savoyen.¹ Auch der große Glückstopf, welchen man die römische Kurie nannte, gewöhnte seine Leute an ein Bedürfnis der Aufregung, welches sich in den Zwischenpausen der großen Intrigen notwendig durch Würfelspiel Luft machte. Franceschetto Cibo verspielte z. B. einst in zweien Malen an Kardinal Raffaele Riario 14 000 Dukaten und klagte her-

¹ Sein Tagebuch im Auszug bei Delécluze, *Florence et ses vicissitudes* Bd. 2. Vgl. oben S. 310.

nach beim Papst, sein Mitspieler habe ihn betrogen¹. In der Folge wurde bekanntlich Italien die Heimat des Lotteriewesens.

Die Phantasie ist es auch, welche hier der Rachsucht ihren besondern Charakter gibt. Das Rechtsgefühl wird wohl im ganzen Abendland von jeher ein und dasselbe gewesen und seine Verletzung, so oft sie ungestraft blieb, auf die gleiche Weise empfunden worden sein. Aber andere Völker, wenn sie auch nicht leichter verzeihen, können doch leichter vergessen, während die italienische Phantasie das Bild des Unrechts in furchtbarer Frische erhält². Daß zugleich in der Volksmoral die Blutrache als eine Pflicht gilt und oft auf das gräßlichste geübt wird, gibt dieser allgemeinen Rachsucht noch einen besondern Grund und Boden. Regierungen und Tribunale der Städte erkennen ihr Dasein und ihre Berechtigung an und suchen nur den schlimmsten Exzessen zu steuern. Aber auch unter den Bauern kommen thyesteische Mahlzeiten und weit sich ausbreitender Wechselmord vor; hören wir nur einen Zeugen³.

In der Landschaft von Acquapendente hüteten drei Hirtenknaben das Vieh, und einer sagte: wir wollen versuchen, wie man die Leute henkt. Als der eine dem andern auf der Schulter saß und der dritte den Strick zuerst um dessen Hals schlang und dann an eine Eiche band, kam der Wolf, so daß die beiden entflohen und jenen hängen ließen. Hernach fanden sie ihn tot und begruben ihn. Sonntags kam sein Vater, um ihm Brot zu bringen, und einer von den beiden gestand ihm den Hergang und zeigte ihm das Grab. Der Alte aber tötete diesen mit einem Messer, schnitt ihn auf, nahm die Leber und bewirtete damit zu Hause dessen Vater; dann sagte er ihm, wessen Leber er gegessen. Hierauf begann das wechselseitige Mor-

¹ Infessura, ed. Tommasini S. 250. Vgl. oben S. 100.

² Dieses Raisonement des geistreichen Stendhal (*la chartreuse de Parme*, ed. Delahaye S. 355) scheint mir auf tiefer psychologischer Beobachtung zu ruhen.

³ Graziani, *Cronaca di Perugia*, zum Jahre 1473 (*Arch. stor.* XVI, 1 S. 415).

den zwischen den beiden Familien, und binnen eine'm Monat waren 36 Personen, Weiber sowohl als Männer umgebracht.

Und solche Vendetten, erblich bis auf mehrere Generationen, auf Seitenverwandte und Freunde, erstreckten sich auch weit in die höhern Stände hinauf. Chroniken sowohl als Novellensammlungen sind voll von Beispielen, zumal von Racheübungen wegen entehrter Weiber. Der klassische Boden hierfür war besonders die Romagna, wo sich die Vendetta mit allen erdenklichen sonstigen Parteiungen verflocht. In furchtbarer Symbolik stellte die Sage bisweilen die Verwilderung dar, welche über dieses kühne, kräftige Volk kam. So z. B. in der Geschichte von jenem vornehmen Ravennaten, der seine Feinde in einem Turm beisammen hatte und sie hätte verbrennen können, statt dessen aber sie herausließ, umarmte und herrlich bewirtete, worauf die wütende Scham sie erst recht zur Verschwörung antrieb¹. Unablässig predigten fromme, ja heilige Mönche zur Versöhnung, aber es wird alles gewesen sein, was sie erreichten, wenn sie die schon im Gange befindlichen Vendetten einschränkten; das Entstehen von neuen werden sie wohl schwerlich gehindert haben.

Die Novellen schildern uns nicht selten auch diese Einwirkung der Religion, die edle Aufwallung und dann deren Sinken durch das Schwergewicht dessen, was vorgegangen und doch nicht mehr zu ändern ist. Hatte doch der Papst in Person nicht immer Glück im Friedenstiften: „Papst Paul II. wollte, daß der Hader zwischen Antonio Caffarello und dem Hause Alberino aufhöre, und ließ Giovanni Alberino und Antonio Caffarello vor sich kommen und befahl ihnen, einander zu küssen, und kündigte ihnen 2000 Dukaten Strafe an, wenn sie einander wieder ein Leid antäten; und zwei Tage darauf wurde Antonio von demselben Giacomo Alberino, Sohn des Giovanni, gestochen, der ihn vorher schon verwundet hatte, und Papst Paul wurde sehr unwillig und ließ dem Alberino die Habe konfiszieren und die Häuser schleifen und Vater und Sohn

¹ Giraldis, Hecatommithi I, Nov. 7.

aus Rom verbannen¹. Die Eide und Zeremonien, wodurch die Versöhnten sich vor dem Rückfall zu sichern suchen, sind bisweilen ganz entsetzlich; als am Silvesterabend 1494 im Dom von Siena² die Parteien der Novi und der Popolari sich paarweise küssen mußten, wurde ein Schwur dazu verlesen, worin dem künftigen Übertreter alles zeitliche und ewige Heil abgesprochen wurde, „ein Schwur, so erstaunlich und schrecklich, wie noch keiner erhört worden“; selbst die letzten Tröstungen in der Todesstunde sollten sich in Verdammnis verkehren für den, welcher ihn verletzen würde. Es leuchtet ein, daß dergleichen mehr die verzweifelte Stimmung der Vermittler, als eine wirkliche Garantie des Friedens ausdrückte, und daß gerade die wahrste Versöhnung am wenigsten solcher Worte bedurfte.

Das individuelle Rachebedürfnis des Gebildeten und des Hochstehenden, ruhend auf der mächtigen Grundlage einer analogen Volkssitte, spielt nun natürlich in tausend Farben und wird von der öffentlichen Meinung, welche hier aus den Novellisten redet, ohne allen Rückhalt gebilligt³. Alle Welt ist darüber einig, daß bei den Beleidigungen und Verletzungen, für welche die damalige italienische Justiz kein Recht schafft, und vollends bei denjenigen, gegen die es nie und nirgends ein genügendes Gesetz gegeben hat noch geben kann, jeder sich selber Recht schaffen dürfte. Nur muß Geist in der Rache sein und die Satisfaktion sich mischen aus tatsächlicher Schädigung und geistiger Demütigung des Beleidigers; brutale plumpe Übermacht allein gilt der öffentlichen Meinung für keine Genugtuung. Das ganze Individuum, mit seiner Anlage zu Ruhm und Hohn, muß triumphieren, nicht bloß die Faust.

Der damalige Italiener ist vieler Verstellung fähig, um bestimmte Zwecke zu erreichen, aber gar keiner Heuchelei

¹ Infessura, zum Jahre 1464.

² Allegretto, Diari sanesi bei Murat. XXIII, Col. 837.

³ Diejenigen, welche die Vergeltung Gott anheimstellen, werden unter andern lächerlich gemacht bei Pulci, Morgante canto XXI Str. 83 ff., 104 ff.

in Sachen von Prinzipien, weder vor Andern, noch vor sich selber. Mit völliger Naivität wird deshalb auch diese Rache als ein Bedürfnis zugestanden. Ganz kühle Leute preisen sich vorzüglich dann, wenn sie, getrennt von eigentlicher Leidenschaft, um der bloßen Zweckmäßigkeit willen auftritt, „damit andere Menschen lernen, dich unangefochten zu lassen“¹. Doch werden solche Fälle eine kleine Minderzahl gewesen sein gegenüber von denjenigen, da die Leidenschaft Abkühlung suchte. Deutlich scheidet sich hier diese Rache von der Blutrache; während letztere sich eher noch innerhalb der Schranken der Vergeltung, des *jus talionis* hält, geht die erstere notwendig darüber hinaus, indem sie nicht nur die Beistimmung des Rechtsgefühls verlangt, sondern die Bewunderer und je nach Umständen die Lacher auf ihrer Seite haben will.

Hierin liegt denn auch der Grund des oft langen Aufschiebens. Zu einer „bella vendetta“ gehört in der Regel ein Zusammentreffen von Umständen, welches durchaus abgewartet werden muß. Mit einer wahren Wonne schildern die Novellisten hie und da das allmähliche Heranreifen solcher Gelegenheiten.

Über die Moralität von Handlungen, wobei Kläger und Richter eine Person sind, braucht es weiter keines Urteils. Wenn diese italienische Rachsucht sich irgendwie rechtfertigen wollte, so müßte dies geschehen durch den Nachweis einer entsprechenden nationalen Tugend, nämlich der Dankbarkeit; dieselbe Phantasie, welche das erlittene Unrecht auffrischt und vergrößert, müßte auch das empfangene Gute im Andenken erhalten². Es wird niemals möglich sein, einen solchen Nachweis im Namen des ganzen Volkes zu führen, doch fehlt es nicht an Spuren dieser Art im jetzigen italienischen Volkscharakter. Dahin gehört bei den gemeinen Leuten die große Erkenntlichkeit für honette Behandlung und bei den höhern Ständen das gute gesellschaftliche Gedächtnis.

¹ Guicciardini, Ricordi a. a. O. N. 74.

² So schildert sich Cardanus (*de propria vita*, cap. 13) als äußerst rachsuchtig, aber auch als *verax*, *memor beneficiorum*, *amans justitiae*.

Dieses Verhältnis der Phantasie zu den moralischen Eigenschaften des Italieners wiederholt sich nun durchgängig. Wenn daneben scheinbar viel mehr kalte Berechnung zutage tritt in Fällen, da der Nordländer mehr dem Gemüte folgt, so hängt dies wohl davon ab, daß der Italiener häufiger sowohl als früher und stärker individuell entwickelt ist. Wo dies außerhalb Italiens ebenfalls stattfindet, da ergeben sich auch ähnliche Resultate; die zeitige Entfremdung vom Hause und von der väterlichen Autorität z. B. ist der italienischen und der nordamerikanischen Jugend gleichmäßig eigen. Später stellt sich dann bei den edlern Naturen das Verhältnis einer freien Pietät zwischen Kindern und Eltern ein.

Es ist überhaupt ganz besonders schwer, über die Sphäre des Gemütes bei andern Nationen zu urteilen. Dasselbe kann sehr entwickelt vorhanden sein, aber in so fremdartiger Weise, daß der von draußen Kommende es nicht erkennt; es kann sich auch wohl vollkommen vor ihm verstecken. Vielleicht sind alle abendländischen Nationen in dieser Beziehung gleichmäßig begnadigt.

Wenn aber irgendwo die Phantasie als gewaltige Herrin sich in die Moralität gemischt hat, so ist dies geschehen im unerlaubten Verkehr der beiden Geschlechter. Vor der gewöhnlichen Hurerei scheute sich bekanntlich das Mittelalter überhaupt nicht, bis die Syphilis kam, und eine vergleichende Statistik der Prostitution jeder Art gehört nicht hieher. Was aber dem Italien der Renaissance eigen zu sein scheint, ist, daß die Ehe und ihr Recht vielleicht mehr und jedenfalls bewußter als anderswo mit Füßen getreten wird. Die Mädchen der höhern Stände, sorgfältig abgeschlossen, kommen nicht in Betracht; auf verheiratete Frauen bezieht sich alle Leidenschaft. Dabei ist bemerkenswert, daß die Ehen doch nicht nachweisbar abnahmen, und daß das Familienleben bei weitem nicht diejenige Zerstörung erlitt, welche es im Norden unter ähnlichen Umständen erleiden würde. Man wollte völlig nach Willkür leben, aber durchaus nicht auf die Familie verzichten, selbst wenn zu fürchten stand, daß es

nicht ganz die eigene sei. Auch sank die Rasse deshalb weder physisch noch geistig — denn von derjenigen scheinbaren geistigen Abnahme, welche sich gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts zu erkennen gibt, lassen sich ganz bestimmte äußere Ursachen politischer und kirchlicher Art namhaft machen, selbst wenn man nicht zugeben will, daß der Kreis der möglichen Schöpfungen der Renaissance durchlaufen gewesen sei. Die Italiener fuhren fort, trotz aller Ausschweifung zu den leiblich und geistig gesundensten und wohlgeborenen Bevölkerungen Europas zu gehören¹, und behaupten diesen Vorzug bekanntlich bis auf diesen Tag, nachdem sich die Sitten sehr gebessert haben.

Wenn man nun der Liebesmoral der Renaissance näher nachgeht, so findet man sich betroffen von einem merkwürdigen Gegensatz in den Aussagen. Die Novellisten und Komödiendichter machen den Eindruck, als bestände die Liebe durchaus nur im Genusse und als wären zu dessen Erreichung alle Mittel, tragische wie komische, nicht nur erlaubt, sondern je kühner und frivoler, desto interessanter. Liest man die bessern Lyriker und Dialogenschreiber, so lebt in ihnen die edelste Vertiefung und Vergeistigung der Leidenschaft, ja der letzte und höchste Ausdruck derselben wird gesucht in einer Aneignung antiker Ideen von einer ursprünglichen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen. Und beide Anschauungen sind damals wahr und in einem und demselben Individuum vereinbar. Es ist nicht durchaus rühmlich, aber es ist eine Tatsache, daß in dem modernen gebildeten Menschen die Gefühle auf verschiedenen Stufen zugleich nicht nur stillschweigend vorhanden sind, sondern auch zur Bewußten, je nach Umständen künstlerischen Darstellung kommen. Erst der moderne Mensch ist, wie der antike, auch in dieser Beziehung ein Mikrokosmos, was der mittelalterliche nicht war und nicht sein konnte.

¹ Mit der völlig entwickelten spanischen Herrschaft trat allerdings eine relative Entvölkerung ein. Wäre sie Folge der Entsittlichung gewesen, so hätte sie viel früher eintreten müssen.

Zunächst ist die Moral der Novellen beachtenswert. Es handelt sich in den meisten derselben, wie bemerkt, um Ehefrauen und also um Ehebruch.

Höchst wichtig erscheint nun hier jene oben (S. 368 ff.) erwähnte Ansicht von der gleichen Geltung des Weibes mit dem Manne. Die höher gebildete, individuell entwickelte Frau verfügt über sich mit einer ganz andern Souveränität als im Norden, und die Untreue macht nicht jenen furchtbaren Riß durch ihr Leben, sobald sie sich gegen die äußern Folgen sichern kann. Das Recht des Gemahles auf ihre Treue hat nicht denjenigen festen Boden, den es bei den Nordländern durch die Poesie und Leidenschaft der Werbung und des Brautstandes gewinnt; nach flüchtigster Bekanntschaft unmittelbar aus dem elterlichen oder klösterlichen Gewahrsam tritt die junge Frau in die Welt, und nun erst bildet sich ihre Individualität ungemein schnell aus. Hauptsächlich deshalb ist jenes Recht des Gatten nur ein sehr bedingtes, und auch wer es als ein *jus quaesitum* ansieht, bezieht es doch nur auf die äußere Tat, nicht auf das Herz. Die schöne junge Gemahlin eines Greises z. B. weist die Geschenke und Botschaften eines jungen Liebhabers zurück, im festen Vorsatz, ihre Ehrbarkeit (*honestà*) zu behaupten. „Aber sie freute sich doch der Liebe des Jünglings wegen seiner großen Trefflichkeit, und sie erkannte, daß ein edles Weib einen ausgezeichneten Menschen lieben darf ohne Nachteil ihrer Ehrbarkeit¹“. Wie kurz ist aber der Weg von einer solchen Distinktion bis zu völliger Hingebung!

Letztere erscheint dann so viel als berechtigt, wenn Untreue des Mannes hinzukommt. Das individuell entwickelte Weib empfindet dieselbe bei weitem nicht bloß als einen Schmerz, sondern als Hohn und Demütigung, namentlich als Überlistung, und nun übt sie, oft mit ziemlich kaltem Bewußtsein, die vom Gemahl verdiente Rache. Ihrem Takt bleibt es überlassen, das für den betreffenden Fall richtige Strafmaß zu treffen. Die tiefste Kränkung kann z. B. einen Ausweg zur Versöhnung und zu künftigem

¹ Giraldi Hecatommithi III, Nov. 2. Ganz ähnlich: Cortigiano, L. III, cap. 57.

ruhigen Leben anbahnen, wenn sie völlig geheim bleibt. Die Novellisten, welche dergleichen dennoch erfahren oder es gemäß der Atmosphäre ihrer Zeit erdichten, sind voll von Bewunderung, wenn die Rache höchst angemessen, wenn sie ein Kunstwerk ist. Es versteht sich, daß der Ehemann ein solches Vergeltungsrecht doch im Grunde nie anerkennt und sich nur aus Furcht oder aus Klugheitsgründen fügt. Wo diese wegfallen, wo er um der Untreue seiner Gemahlin willen ohnehin erwarten oder wenigstens besorgen muß, von dritten Personen ausgehöhnt zu werden, da wird die Sache tragisch. Nicht selten folgt die gewaltsamste Gegenrache und der Mord. Es ist höchst bezeichnend für die wahre Quelle dieser Taten, daß außer dem Gemahl auch die Brüder¹ und der Vater der Frau sich dazu berechtigt, ja verpflichtet glauben; die Eifersucht hat also nichts mehr damit zu tun, das sittliche Gefühl wenig, der Wunsch, dritten Personen ihren Spott zu verleiden, das meiste. „Heute“, sagt Bandello², „sieht man eine, um ihre Lüste zu erfüllen, den Gemahl vergiften, als dürfte sie dann, weil sie Witwe geworden, tun, was ihr beliebt. Eine andere, aus Furcht vor Entdeckung ihres unerlaubten Umganges, läßt den Gemahl durch den Geliebten ermorden. Dann erheben sich Väter, Brüder und Gatten, um sich die Schande aus den Augen zu schaffen, mit Gift, Schwert und andern Mitteln, und dennoch fahren viele Weiber fort, mit Verachtung des eigenen Lebens und der Ehre, ihren Leidenschaften nachzuleben.“ Ein andermal, in milderer Stimmung, ruft er aus: „Wenn man doch nur nicht täglich hören müßte: Dieser hat seine Frau ermordet, weil er Untreue vermutete, jener hat die Tochter erwürgt, weil sie sich heimlich vermählt hatte,

¹ Ein besonders greuliches Beispiel der Rache eines Bruders, aus Perugia vom Jahre 1455, findet man in der Chronik des Graziani, Arch. stor. XVI, 1 S. 629. Der Bruder zwingt den Galan, der Schwester die Augen auszureißen und jagt ihn mit Schlägen von dannen. Freilich die Familie war ein Zweig der Oddi und der Liebhaber nur ein Seiler.

² Bandello, Parte I, Nov. 9 und 26. — Es kommt vor, daß der Beichtvater der Gemahlin sich vom Gatten bestechen läßt und den Ehebruch verrät.

jener endlich hat seine Schwester töten lassen, weil sie sich nicht nach seinen Ansichten vermählen wollte! Es ist doch eine große Grausamkeit, daß wir alles tun wollen, was uns in den Sinn kommt und den armen Weibern nicht dasselbe zugestehen. Wenn sie etwas tun, was uns mißfällt, so sind wir gleich mit Strick, Dolch und Gift bei der Hand. Welche Narrheit der Männer, vorauszusetzen, daß ihre und des ganzen Hauses Ehre von der Begierde eines Weibes abhängt!“ Leider wußte man den Ausgang solcher Dinge bisweilen so sicher voraus, daß der Novellist auf einen bedrohten Liebhaber Beschlag legen konnte, während derselbe noch lebendig herumliefe. Der Arzt (und Lautenspieler) Antonio Bologna (o. S. 368 A. 1) hatte sich insgeheim mit der verwitweten Herzogin von Malfi, vom Hause Aragon, vermählt; bereits hatten ihre Brüder sie und ihre Kinder wieder in ihre Gewalt bekommen und in einem Schloß ermordet. Antonio, der letzteres noch nicht wußte und mit Hoffnungen hingehalten wurde, befand sich in Mailand, wo ihm schon gedungene Mörder auflauerten, und sang in Gesellschaft bei der Ippolita Sforza die Geschichte seines Unglücks zur Laute. Ein Freund des genannten Hauses, Delio, „erzählte die Geschichte bis zu diesem Punkte dem Scipione Atellano und fügte bei, er werde dieselbe in einer seiner Novellen behandeln, da er gewiß wisse, daß Antonio ermordet werden würde“. Die Art, wie dies fast unter den Augen Delios und Atellanos eintraf, ist bei Bandello (I. 26) ergreifend geschildert.

Einstweilen aber nehmen die Novellisten doch fortwährend Partei für alles Sinnreiche, Schlaue und Komische, was beim Ehebruch vorkommt; mit Vergnügen schildern sie das Versteckspiel in den Häusern, die symbolischen Winke und Botschaften, die mit Kissen und Konfekt zum voraus versehenen Truhen, in welchen der Liebhaber verborgen und fortgeschafft werden kann, u. dgl. m. Der betrogene Ehemann wird je nach Umständen ausgemalt als eine ohnehin von Hause aus lächerliche Person, oder als ein furchtbarer Rächer, ein drittes gibt es nicht, es sei denn, daß das Weib als böse und grausam und der

Mann oder Liebhaber als unschuldiges Opfer geschildert werden soll.

Man wird indes bemerken, daß Erzählungen dieser letztern Art nicht eigentliche Novellen, sondern nur Schreckensbeispiele aus dem wirklichen Leben sind¹.

Mit der Hispanisierung des italienischen Lebens im Verlauf des 16. Jahrhunderts nahm die in den Mitteln höchst gewaltsame Eifersucht vielleicht noch zu, doch muß man dieselbe unterscheiden von der schon vorher vorhandenen, im Geist der italienischen Renaissance selbst begründeten Vergeltung der Untreue. Mit der Abnahme des spanischen Kultureinflusses schlug dann die auf die Spitze getriebene Eifersucht gegen Ende des 17. Jahrhunderts in ihr Gegenteil um, in jene Gleichgültigkeit, welche Cicisbeo als unentbehrliche Figur im Hause betrachtete und außerdem noch einen oder mehrere Geduldete (Patiti) sich gefallen ließ.

Wer will es nun unternehmen, die ungeheure Summe von Immoralität, welche in den geschilderten Verhältnissen liegt, mit dem zu vergleichen, was in andern Ländern geschah? War die Ehe z. B. in Frankreich während des 15. Jahrhunderts wirklich heiliger als in Italien? Die Fabliaux und Farcen erregen starke Zweifel, und man sollte glauben, daß die Untreue ebenso häufig, nur der tragische Ausgang seltener gewesen, weil das Individuum mit seinen Ansprüchen weniger entwickelt war. Eher möchte zugunsten der germanischen Völker ein entscheidendes Zeugnis vorhanden sein, nämlich jene größere gesellschaftliche Freiheit der Frauen und Mädchen, welche den Italienern in England und in den Niederlanden so angenehm auffiel (o. S. 372 A. 2). Und doch wird man auch hierauf kein zu großes Gewicht legen dürfen. Die Untreue war gewiß ebenfalls sehr häufig, und der individuell entwickeltere Mensch treibt es auch hier bis zur Tragödie. Man sehe nur, wie die damaligen nordischen Fürsten bisweilen auf den ersten Verdacht hin mit ihren Gemahlinnen umgehen.

¹ Ein Beispiel Bandello, Parte I, Nov. 4.

Innerhalb des Unerlaubten aber bewegte sich bei den damaligen Italienern nicht nur das gemeine Gelüste, nicht nur die dumpfe Begier des gewöhnlichen Menschen, sondern auch die Leidenschaft der Edelsten und Besten; nicht bloß weil die unverheirateten Mädchen sich außerhalb der Gesellschaft befanden, sondern auch weil gerade der vollkommene Mann am stärksten angezogen wurde von dem bereits durch die Ehe ausgebildeten weiblichen Wesen. Diese Männer sind es, welche die höchsten Töne der lyrischen Poesie angeschlagen und auch in Abhandlungen und Dialogen von der verzehrenden Leidenschaft ein verklärtes Abbild zu geben versucht haben: l'amor divino. Wenn sie über die Grausamkeit des geflügelten Gottes klagen, so ist damit nicht bloß die Hartherzigkeit der Geliebten oder ihre Zurückhaltung gemeint, sondern auch das Bewußtsein der Unrechtmäßigkeit der Verbindung. Über dieses Unglück suchen sie durch jene Vergeistigung der Liebe sich zu erheben, welche sich an die platonische Seelenlehre anlehnt und in Pietro Bembo ihren berühmtesten Vertreter gefunden hat. Man hört ihn unmittelbar im dritten Buch seiner *Asolani* und mittelbar durch Castiglione, welcher ihm jene prachtvolle Schlußrede des vierten Buches des *Cortigiano* in den Mund legt. Beide Autoren waren im Leben keine Stoiker, aber in jener Zeit wollte es schon etwas heißen, wenn man ein berühmter und zugleich ein guter Mann war, und diese Prädikate kann man beiden nicht versagen. Die Zeitgenossen nahmen das, was sie sagten, für wahrhaft gefühlt, und so dürfen auch wir es nicht als bloßes Phrasenwerk verachten. Wer sich die Mühe nimmt, die Rede im *Cortigiano* nachzulesen, wird einsehen, wie wenig ein Exzerpt einen Begriff davon geben könnte. Damals lebten in Italien einige vornehme Frauen, welche wesentlich durch Verhältnisse dieser Art berühmt wurden, wie Giulia Gonzaga, Veronica da Correggio und vor allen Vittoria Colonna. Das Land der stärksten Wüstlinge und der größten Spötter respektierte diese Gattung von Liebe und diese Weiber: Größeres läßt sich nicht zu ihren Gunsten sagen. Ob etwas Eitelkeit dabei war, ob Vittoria den subli-

mierten Ausdruck hoffnungsloser Liebe von seiten der berühmtesten Männer Italiens gerne um sich herum tönen hörte, wer mag es entscheiden? Wenn die Sache stellenweise eine Mode wurde, so war es immerhin kein Kleines, daß Vittoria wenigstens nicht aus der Mode kam und daß sie in der spätesten Zeit noch die stärksten Eindrücke hervorbrachte. — Es dauerte lange, bis andere Länder irgend ähnliche Erscheinungen aufwiesen¹.

Die Phantasie, welche dieses Volk mehr als ein anderes beherrscht, ist dann überhaupt eine allgemeine Ursache davon, daß jede Leidenschaft in ihrem Verlauf überaus heftig und je nach Umständen verbrecherisch in den Mitteln wird. Man kennt eine Heftigkeit der Schwäche, die sich nicht beherrschen kann; hier dagegen handelt es sich um eine Ausartung der Kraft. Bisweilen knüpft sich daran eine Entwicklung ins Kolossale; das Verbrechen gewinnt eine eigene, persönliche Konsistenz.

Schranken gibt es nur noch wenige. Der Gegenwirkung des illegitimen, auf Gewalt gegründeten Staates mit seiner Polizei fühlt sich jedermann, auch das gemeine Volk, innerlich entwachsen, und an die Gerechtigkeit der Justiz glaubt man allgemein nicht mehr. Bei einer Mordtat ist, bevor man irgend die nähern Umstände kennt, die Sympathie unwillkürlich auf seiten des Mörders². Ein männliches, stolzes Auftreten vor und während der Hinrichtung erregt vollends solche Bewunderung, daß die Erzähler darob leicht vergessen, zu melden, warum der Betreffende verurteilt war³. Wenn aber irgendwo zu der innerlichen Verachtung

¹ [Es ist auffallend, daß Burckhardt über die im Italien der Renaissancezeit offenbar weit verbreitete Knabenliebe (Sodomie) nichts sagt. Der h. Bernardino von Siena eiferte gerade gegen dieses Laster in seinen Predigten und ebenso andere Bußprediger. Vgl. Schnitzer, Savonarola I S. 272 ff.]

² *Piaccia al Signore Iddio che non si ritrovi*, sagen bei Giraldi III, Nov. 10 die Frauen im Hause, wenn man ihnen erzählt, die Tat könne dem Mörder den Kopf kosten.

³ Dies begegnet z. B. dem Gioviano Pontano (*de fortitudine*, L. II); seine heldenmütigen Ascolaner, welche noch die letzte Nacht hindurch tanzen und singen, die abruzzesische Mutter, welche den Sohn auf dem Gang zum Richtplatz aufheitert usw., gehören vermutlich in Räuberfamilien, was er jedoch übergeht.

der Justiz und zu den vielen aufgesparten Vendetten noch die Straflosigkeit hinzutritt, etwa in Zeiten politischer Unruhen, dann scheint sich bisweilen der Staat und das bürgerliche Leben auflösen zu wollen. Solche Momente hatte Neapel beim Übergang von der aragonesischen auf die französische und auf die spanische Herrschaft, solche hatte auch Mailand bei der mehrmaligen Vertreibung und Wiederkehr der Sforza. Da kommen jene Menschen zum Vorschein, welche den Staat und die Gesellschaft insgeheim niemals anerkannt haben und nun ihre räuberische und mörderische Selbstsucht ganz souverän walten lassen. Betrachten wir beispielshalber ein Bild dieser Art aus einem kleinern Kreise:

Als das Herzogtum Mailand bereits um 1480 durch die innern Krisen nach dem Tode des Galeazzo Maria Sforza erschüttert war, hörte in den Provinzialstädten jede Sicherheit auf. So in Parma¹, wo der mailändische Gubernator, durch Mordanschläge in Schrecken gesetzt, sich die Freilassung furchtbarer Menschen abringen ließ, wo Einbrüche, Demolitionen von Häusern, öffentliche Mordtaten etwas Gewöhnliches wurden, wo zuerst maskierte Verbrecher einzeln, dann ohne Scheu jede Nacht große bewaffnete Scharen herumzogen; dabei zirkulierten frevelhafte Späße, Satiren, Drohbriefe, und es erschien ein Spottsonett gegen die Behörden, welches dieselben offenbar mehr empörte als der entsetzliche Zustand selbst. Daß in vielen Kirchen die Tabernakel samt den Hostien geraubt wurden, verrät noch eine besondere Farbe und Richtung jener Ruchlosigkeit. Nun ist es wohl unmöglich, zu erraten, was in jedem Lande der Welt auch heute geschehen würde, wenn Regierung und Polizei ihre Tätigkeit einstellten und dennoch durch ihr Dasein die Bildung eines provisorischen Regiments unmöglich machten; allein was damals in Italien bei solchen Anlässen geschah, trägt doch wohl einen besondern Charakter durch starke Einmischung der Rache.

¹ *Diarium Parmense* bei Murat. XXII, Col. 330—349 passim [in der Neuausgabe des Muratori u. d. T. *Cronica gestorum in partibus Lombardiae et reliquis Italiae* bezeichnet, hrsg. von A. Bonazzi, 1904, S. 63 ff.; das Sonett S. 71].

Im allgemeinen macht das Italien der Renaissance den Eindruck, als ob auch in gewöhnlichen Zeiten die großen Verbrechen häufiger gewesen wären als in andern Ländern. Freilich könnte uns wohl *der* Umstand täuschen, daß wir hier verhältnismäßig weit mehr Spezielles davon erfahren als irgend anderswo, und daß dieselbe Phantasie, welche auf das tatsächliche Verbrechen wirkt, auch das Nichtgeschehene ersinnt. Die Summe der Gewalttaten war vielleicht anderswo dieselbe. Ob der Zustand z. B. in dem kraftvollen, reichen Deutschland um 1500, mit seinen kühnen Landstreichern, gewalttätigen Bettlern und wege-lagernden Rittern, im ganzen sicherer gewesen, ob das Menschenleben wesentlich besser garantiert war, läßt sich schwer ermitteln. Aber so viel ist sicher, daß das prämeditierte, besoldete, durch dritte Hand geübte, auch das zum Gewerbe gewordene Verbrechen in Italien eine große und schreckliche Ausdehnung gewonnen hatte.

Blicken wir zunächst auf das Räuberwesen, so wird vielleicht Italien damals nicht mehr, in glücklichen Gegenden, wie z. B. Toscana, sogar weniger davon heimgesucht gewesen sein als die meisten Länder des Nordens. Aber es gibt wesentlich italienische Figuren. Schwerlich findet sich anderswo z. B. die Gestalt des durch Leidenschaft verwilderten, allmählich zum Räuberhauptmann gewordenen Geistlichen, wovon jene Zeit unter andern folgendes Beispiel liefert¹: Am 12. August 1495 wurde in einem eisernen Käfig außen am Turm von S. Giuliano zu Ferrara eingeschlossen der Priester Don Nicolò de' Pelagati von Figarolo. Derselbe hatte zweimal seine erste Messe gelesen; das erstemal hatte er an demselben Tage einen Mord begangen und war darauf in Rom absolviert worden; nachher tötete er vier Menschen und heiratete zwei Weiber, mit welchen er herumzog. Dann war er bei vielen Tötungen anwesend, notzüchtigte Weiber, führte andere mit Gewalt fort, übte Raub in Masse, tötete noch viele und zog im Ferraresischen mit einer uniformierten bewaffneten

¹ Diario Ferrarese bei Murat. XXIV, Col. 312 ff. Man erinnert sich dabei an die Bande des Priesters, welcher einige Jahre vor 1837 die westliche Lombardei unsicher machte.

Bande herum, Nahrung und Obdach mit Mord und Gewalt erzwingend. — Wenn man sich das Dazwischenliegende hinzudenkt, so ergibt sich für den Priester eine ungeheure Summe des Frevels. Es gab damals überall viele Mörder und andere Missetäter unter den so wenig beaufsichtigten und so hoch privilegierten Geistlichen und Mönchen, aber kaum einen Pelagati. Etwas anderes, obwohl auch nichts Rühmliches, ist es, wenn verlorene Menschen sich in die Kutte stecken dürfen, um der Justiz zu entgehen, wie z. B. jener Korsar, den Massuccio in einem Kloster zu Neapel kannte¹. Wie es sich mit Papst Johann XXIII. in dieser Beziehung verhielt, ist nicht näher bekannt².

Die Zeit der individuell berühmten Räuberhauptleute beginnt übrigens erst später, im 17. Jahrhundert, als die politischen Gegensätze, Guelfen und Ghibellinen, Spanier und Franzosen, das Land nicht mehr in Bewegung setzten; der Räuber löst den Parteigänger ab.

In gewissen Gegenden von Italien, wo die Kultur nicht hindrang, waren die Landleute permanent mörderisch gegen jeden von draußen, der ihnen in die Hände fiel. So namentlich in den entlegeneren Teilen des Königreichs Neapel, wo eine uralte Verwilderung vielleicht seit der römischen Latifundienwirtschaft sich erhalten hatte und wo man den Fremden und den Feind, hospes und hostis, noch in aller Unschuld für gleichbedeutend halten mochte. Diese Leute waren gar nicht irreligiös, es kam vor, daß ein Hirt voll Angst im Beichtstuhl erschien, um zu bekennen, daß ihm während der Fasten beim Käsemachen ein paar Tropfen Milch in den Mund gekommen. Freilich fragte der sittenkundige Beichtvater bei diesem Anlaß auch noch aus ihm heraus, daß er oft mit seinen Gefährten Reisende beraubt und ermordet hatte, nur daß dies als etwas Land-

¹ Massuccio, Nov. 29 ed. Settembr. S. 314. Es versteht sich, daß der Betreffende auch in der Liebschaft am meisten Glück hat.

² Wenn er in seiner Jugend als Korsar in dem Kriege der beiden Linien von Anjou um Neapel auftrat, so kann er dies als politischer Parteigänger getan haben, was nach damaligen Begriffen keine Schande brachte. Der Erzbischof Paolo Fregoso von Genua hat sich vielleicht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts viel mehr erlaubt.

übliches keine Gewissensbisse rege machte¹. Wie sehr in Zeiten politischer Unruhen die Bauern auch anderswo verwildern konnten, ist bereits (S. 328 A. 2) angedeutet worden. Ein schlimmeres Zeichen der damaligen Sitte als die Räuberei ist die Häufigkeit der bezahlten, durch die dritte Hand geübten Verbrechen. Darin ging zugestandenermaßen Neapel allen andern Städten voran. „Hier ist gar nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben“, sagt Pontano². Aber auch andere Gegenden weisen eine furchtbare Reihe von Missetaten dieser Art auf. Man kann dieselben natürlich nur schwer nach den Motiven sondern, indem politische Zweckmäßigkeit, Parteihaß, persönliche Feindschaft, Rache und Furcht durcheinander wirkten. Es macht den Florentinern die größte Ehre, daß damals bei ihnen, dem höchstentwickelten Volke von Italien, dergleichen am wenigsten vorkommt³, vielleicht weil es für berechnete Beschwerden noch eine Justiz gab, die man anerkannte, oder weil die höhere Kultur den Menschen eine andere Ansicht verlieh über das verbrecherische Eingreifen in das Rad des Schicksals; wenn irgendwo, so erwog man in Florenz, wie eine Blutschuld unberechenbar weiterwirkt und wie wenig der Anstifter auch bei einem sogenannten nützlichen Verbrechen eines überwiegenden und dauernden Vorteils sicher ist. Nach dem Untergang der florentinischen Freiheit scheint der Meuchelmord, hauptsächlich der gedungene, rasch zugenommen zu haben, bis die Regierung Cosimos I. so weit zu Kräften kam, daß seine Polizei⁴ allen Missetaten gewachsen war.

¹ Poggio, *Facetiae* S. 164. Wer das heutige Neapel [1860!] kennt, hat vielleicht eine ähnliche Farce aus einem andern Lebensgebiet erzählen hören.

² Jovian. Pontani Antonius: nec est quod Neapoli quam hominis vita minoris vendatur. Freilich meint er, das sei unter den Anjou noch nicht so gewesen; sicam ab iis — den Aragonesen — accepimus. Den Zustand um 1534 bezeugt Benv. Cellini I, 70.

³ Einen eigentlichen Nachweis wird niemand hierüber leisten können, allein es wird wenig Mord erwähnt, und die Phantasie der florentinischen Schriftsteller der guten Zeit ist nicht mit Verdacht dieser Art erfüllt.

⁴ Über diese s. die Relation des Fedeli bei Albèri, *Relazioni*, serie II, Bd. I S. 353 ff.

Im übrigen Italien wird das bezahlte Verbrechen häufiger oder seltener gewesen sein, je nachdem zahlungsfähige hochgestellte Anstifter vorhanden waren. Es kann niemandem einfallen, dergleichen statistisch zusammenzufassen, allein wenn von all den Todesfällen, die das Gerücht als gewaltsam herbeigeführt betrachtete, auch nur ein kleiner Teil wirkliche Mordtaten waren, so macht dies schon eine große Summe aus. Fürsten und Regierungen gaben allerdings das schlimmste Beispiel: sie machten sich gar kein Bedenken daraus, den Mord unter die Mittel ihrer Allmacht zu zählen. Es bedurfte dazu noch keines Cesare Borgia; auch die Sforza, die Aragonesen, später auch die Werkzeuge Karls V. erlaubten sich, was zweckmäßig schien.

Die Phantasie der Nation erfüllte sich allmählich dergestalt mit Voraussetzungen dieser Art, daß man bei Mächtigen kaum mehr an einen natürlichen Tod glaubte. Freilich machte man sich von der Wirkungskraft der Gifte bisweilen fabelhafte Vorstellungen. Wir wollen glauben, daß jenes furchtbare weiße Pulver (o. S. 108) der Borgia auf bestimmte Termine berechnet werden konnte, und so mag auch dasjenige Gift wirklich ein *venenum atterminatum* gewesen sein, welches der Fürst von Salerno dem Kardinal von Aragon reichte mit den Worten: „In wenigen Tagen wirst du sterben, weil dein Vater, König Ferrante, uns alle hat zertreten wollen“¹. Aber der vergiftete Brief, welchen Caterina Riario an Papst Alexander VI. sandte², würde diesen schwerlich umgebracht haben, auch wenn er ihn gelesen hätte; und als Alfons der Große von den Ärzten gewarnt wurde, ja nicht in dem Livius zu lesen, den ihm Cosimo de' Medici übersandte, antwortete er ihnen gewiß mit Recht: höret auf, so töricht zu reden³. Vollends

¹ Infessura ed. Tomasini S. 186 ff.

² Chron. venetum bei Murat. XXIV, Col. 131. — Im Norden gab man sich über die Giftkunst der Italiener noch stärkeren Phantasien hin; s. bei Juvénal des Ursins ad a. 1382 (ed. Buchon S. 336) die Lanzette des Giftmischers, welchen König Karl von Durazzo in seinen Dienst nahm; schon wer sie starr ansah, mußte sterben.

³ Petr. Crinitus de honesta disciplina, L. XVIII, cap. 9.

hätte jenes Gift nur sympathetisch wirken können, womit der Sekretär Piccininos den Tragstuhl des Papstes Pius II. nur ein wenig anstreichen wollte¹. Wie weit es sich durchschnittlich um mineralische oder Pflanzengifte handelte, läßt sich nicht bestimmen; die Flüssigkeit, mit welcher der Maler Rosso Fiorentino (1541) sich das Leben nahm, war offenbar eine heftige Säure², welche man keinem andern hätte unbemerkt beibringen können. — Für den Gebrauch der Waffen, zumal des Dolches zu heimlicher Gewalttat hatten die Großen in Mailand, Neapel und anderswo leider einen unaufhörlichen Anlaß, indem unter den Scharen von Bewaffneten, die sie zu ihrem eigenen Schutze nötig hatten, schon durch den bloßen Müßiggang hie und da sich eine wahre Mordlust ausbilden mußte. Manche Greuelthat wäre wohl unterblieben, wenn der Herr nicht gewußt hätte, daß es bei diesem und jenem aus seinem Gefolge nur eines Winkes bedürfe.

Unter den geheimen Mitteln des Verderbens kommt — wenigstens der Absicht nach — auch die Zauberei vor³, doch nur in sehr untergeordneter Weise. Wo etwa maleficii, malie u. dgl. erwähnt werden, geschieht es meist, um auf

¹ Pii II. comment. L. XI S. 562. — Joh. Ant. Campanus, vita Pii II. bei Murat. III, 2 Col. 988.

² Vasari, A IV, 82, vita di Rosso. Ob in unglücklichen Ehen mehr wirkliche Vergiftungen oder mehr Besorgnisse vor solchen vorherrschten, mag unentschieden bleiben. Vgl. Bandello II, Nov. 5 und 54. Sehr bedenklich lautet II Nov. 40. In einer und derselben westlombardischen Stadt, die nicht näher bezeichnet wird, leben zwei Giftköche; ein Gemahl, der sich von der Echtheit der Verzweiflung seiner Frau überzeugen will, läßt sie einen vermeintlich giftigen Trank, der aber nur rein gefärbtes Wasser ist, wirklich austrinken, und darauf versöhnt sich das Ehepaar. — In der Familie des Cardanus allein waren vier Vergiftungen vorgekommen. De propria vita cap. 30. 50.

³ Malefizien z. B. gegen Leonello von Ferrara s. Diario Ferrarese bei Murat. XXIV Col. 194 ad a. 1445. Während man dem Täter, einem gewissen Benato, der auch sonst übel berüchtigt war, auf der Piazza das Urteil vorlas, erhob sich ein Lärm in der Luft und ein Erdbeben, so daß männiglich davonlief oder zu Boden stürzte. — Was Guicciardini (L. I) über den bösen Zauber des Lodovico Moro gegen seinen Neffen Giangaleazzo sagt, mag auf sich beruhen.

ein ohnehin gehaßtes oder abscheuliches Individuum alle erdenklichen Schrecken zu häufen. An den Höfen von Frankreich und England im 14. und 15. Jahrhundert spielt der verderbliche, tödliche Zauber eine viel größere Rolle als unter den höhern Ständen von Italien.

Endlich erscheinen in diesem Lande, wo das Individuelle in jeder Weise kulminiert, einige Menschen von absoluter Ruchlosigkeit, bei welchen das Verbrechen auftritt um seiner selbst willen, nicht mehr als Mittel zu einem Zweck, oder wenigstens als Mittel zu Zwecken, welche sich aller psychologischen Norm entziehen.

Zu diesen entsetzlichen Gestalten scheinen zunächst auf den ersten Anblick einige Condottieren zu gehören¹, ein Braccio von Montone, ein Tiberto Brandolino, und schon ein Werner von Urslingen, dessen silbernes Brustschild die Inschrift trug: Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit. Daß diese Menschenklasse im ganzen zu den frühesten völlig emanzipierten Frevlern gehörte, ist gewiß. Man wird jedoch behutsamer urteilen, sobald man inne wird, daß das allerschwerste Verbrechen derselben — nach dem Sinne der Aufzeichner — im Trotz gegen den geistlichen Bann liegt, und daß die ganze Persönlichkeit erst von da aus mit jenem fahlen, unheimlichen Lichte bestrahlt erscheint. Bei Braccio war diese Gesinnung allerdings so weit ausgebildet, daß er z. B. über psallierende Mönche in Wut geraten konnte und sie von einem Turm herunterwerfen ließ², „allein gegen seine Soldaten war er doch loyal und ein großer Feldherr“. Überhaupt werden die Verbrechen der Condottieren meist um des Vorteils willen begangen worden sein, auf Antrieb ihrer höchst demoralisierenden Stellung, und auch die scheinbar mutwillige Grausamkeit möchte in der Regel ihren Zweck gehabt haben, wäre es auch nur der einer allgemeinen Einschüchterung gewesen. Die Grausamkeiten der Aragonesen hatten, wie wir (o. S. 35f.) sahen, ihre Hauptquelle

¹ Man könnte vor allem Ezzelino da Romano nennen, wenn derselbe nicht offenbar unter der Herrschaft ehrgeiziger Zwecke und eines starken astrologischen Wahns gelebt hätte.

² Giornali Napoletani bei Murat. XXI, Col. 1092 ad a. 1425.

in Rachsucht und Angst. Einen unbedingten Blutdurst, eine teuflische Lust am Verderben wird man am ehesten bei dem Spanier Cesare Borgia finden, dessen Greuel die vorhandenen Zwecke in der Tat um ein bedeutendes überschreiten (o. S. 104). Sodann ist eine eigentliche Lust am Bösen in Sigismondo Malatesta, dem Gewaltherrscher von Rimini (o. S. 32 und 209), erkennbar; es ist nicht nur die römische Kurie¹, sondern auch das Urteil der Geschichte, welches ihm Mord, Notzucht, Ehebruch, Blutschande, Kirchenraub, Meineid und Verrat, und zwar in wiederholten Fällen schuld gibt; das Gräßlichste aber, die versuchte Notzucht am eigenen Sohn Roberto, welche dieser mit gezücktem Dolche zurückwies², möchte doch wohl nicht bloß Sache der Verworfenheit, sondern eines astrologischen oder magischen Aberglaubens gewesen sein. Dasselbe hat man schon vermutet, um die Notzüchtigung des Bischofs von Fano³ durch Pierluigi Farnese von Parma, Sohn Pauls III., zu erklären.

Wenn wir uns nun erlauben dürfen, die Hauptzüge des damaligen italienischen Charakters, wie er uns aus dem Leben der höheren Stände überliefert ist, zusammenzufassen, so würde sich etwa folgendes ergeben. Der Grundmangel dieses Charakters erscheint zugleich als die Bedingung seiner Größe: der entwickelte Individualismus. Dieser reißt sich zuerst innerlich los von dem gegebenen, meist tyrannischen und illegitimen Staatswesen, und was er nun sinnt und tut, das wird ihm zum Verrat angerechnet, mit Recht oder mit Unrecht. Beim Anblick des siegreichen Egoismus unternimmt er selbst, in eigener Sache, die Verteidigung des Rechtes und verfällt durch die Rache, die er übt, den dunkeln Gewalten, während er seinen innern Frieden herzustellen glaubt. Seine Liebe wendet sich am ehesten einem andern entwickelten In-

¹ Pii II. comment. L. VII S. 338.

² Jovian. Pontan., de immanitate cap. 17, Opp. II, 968, wo auch von Sigismondos Schwängerung der eigenen Tochter u. dgl. die Rede ist.

³ Varchi, Storie fiorentine, am Ende. (Wenn das Werk unversehrt abgedruckt ist, wie z. B. in der Mailänder Ausgabe.)

dividualismus zu, nämlich der Gattin seines Nächsten. Gegenüber von allem Objektiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art hat er das Gefühl eigener Souveränität und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vorteil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen.

Wenn nun die Selbstsucht im weitern wie im engsten Sinne Wurzel und Hauptstamm alles Bösen ist, so wäre schon deshalb der entwickelte Italiener damals dem Bösen näher gewesen als andere Völker.

Aber diese individuelle Entwicklung kam nicht durch seine Schuld über ihn, sondern durch einen weltgeschichtlichen Ratschluß; sie kam auch nicht über ihn allein, sondern wesentlich vermittelt der italienischen Kultur auch über alle andern Völker des Abendlandes und ist seitdem das höhere Medium, in welchem dieselben leben. Sie ist an sich weder gut noch böse, sondern notwendig; innerhalb derselben entwickelt sich ein modernes Gutes und Böses, eine sittliche Zurechnung, welche von der des Mittelalters wesentlich verschieden ist.

Der Italiener der Renaissance aber hatte das erste gewaltige Daherwogen dieses neuen Weltalters zu bestehen. Mit seiner Begabung und seinen Leidenschaften ist er für alle Höhen und alle Tiefen dieses Weltalters der kenntlichste, bezeichnendste Repräsentant geworden; neben tiefer Verworfenheit entwickelt sich die edelste Harmonie des Persönlichen und eine glorreiche Kunst, welche das individuelle Leben verherrlichte, wie weder Altertum noch Mittelalter dies wollten oder konnten.

ZWEITES KAPITEL

DIE RELIGION IM TÄGLICHEN LEBEN

Mit der Sittlichkeit eines Volkes steht im engsten Zusammenhange die Frage nach seinem Gottesbewußtsein, d. h. nach seinem größern oder geringern Glauben an eine

göttliche Leitung der Welt, mag nun dieser Glaube die Welt für eine zum Glück oder zum Jammer und baldigen Untergang bestimmte halten. Worüber natürlich, je nach Ort und Menschen, ganz verschiedene Stimmungen laut werden. Die Renaissance hat Städte und Zeiten gehabt, wo ein entschiedener, frischer Genuß des Glückes vorherrschte. Eine allgemeine Verdüsterung der Denkenden beginnt erst mit der entschiedenen Fremdherrschaft im 16. Jahrhundert sich kenntlich zu machen. Nun ist der damalige italienische Unglaube im allgemeinen höchst berüchtigt, und wer sich noch die Mühe eines Beweises nimmt, hat es leicht, Hunderte von Aussagen und Beispielen zusammenzustellen. Unsere Aufgabe ist auch hier, zu sondern und zu unterscheiden; ein abschließendes Gesamturteil werden wir uns auch hier nicht erlauben.

Das Gottesbewußtsein der frühern Zeit hatte seine Quelle und seinen Anhalt im Christentum und in dessen äußerer Machtgestalt, der Kirche, gehabt. Als die Kirche ausartete, hätte die Menschheit distinguieren und ihre Religion trotz allem behaupten sollen. Aber ein solches Postulat läßt sich leichter aufstellen als erfüllen. Nicht jedes Volk ist ruhig oder stumpfsinnig genug, um einen dauernden Widerspruch zwischen einem Prinzip und dessen äußerer Darstellung zu ertragen. Die sinkende Kirche ist es, auf welche jene schwerste Verantwortlichkeit fällt, die in der Geschichte vorgekommen ist: sie hat eine getrübe und zum Vorteil ihrer Allmacht entstellte Lehre mit allen Mitteln der Gewalt als reine Wahrheit durchgesetzt, und im Gefühl ihrer Unantastbarkeit sich der schwersten Entsittlichung überlassen; sie hat, um sich in solchem Zustande zu behaupten, gegen den Geist und das Gewissen der Völker tödliche Streiche geführt, und viele von den Höherbegabten, welche sich ihr innerlich entzogen, dem Unglauben und der Verbitterung in die Arme getrieben.

Hier stellt sich uns auf dem Wege die Frage entgegen: warum das geistig so mächtige Italien nicht kräftiger gegen die Hierarchie reagiert, warum es nicht eine Reformation gleich der deutschen und vor derselben zustande gebracht habe?

Es gibt eine scheinbare Antwort: die Stimmung Italiens habe es nicht über die Verneinung der Hierarchie hinaus gebracht, während Ursprung und Unbezwingbarkeit der deutschen Reformation den positiven Lehren, zumal von der Rechtfertigung durch den Glauben und vom Unwert der guten Werke, verdankt werde.

Es ist gewiß, daß diese Lehren erst von Deutschland her auf Italien wirkten, und zwar viel zu spät, als die spanische Macht bei weitem groß genug war, um teils unmittelbar, teils durch das Papsttum und dessen Werkzeuge alles zu erdrücken¹. Aber schon in den frühern religiösen Bewegungen Italiens von den Mystikern des 13. Jahrhunderts bis auf Savonarola war auch sehr viel positiver Glaubensinhalt, dem zur Reife nichts als das Glück fehlte, wie es ja dem sehr positiv christlichen Hugenottentum auch fehlte. Kolossale Ereignisse, wie die Reform des 16. Jahrhunderts, entziehen sich wohl überhaupt, was das einzelne, den Ausbruch und Hergang betrifft, aller geschichtsphilosophischen Deduktion, so klar man auch ihre Notwendigkeit im großen und ganzen erweisen kann. Die Bewegungen des Geistes, ihr plötzliches Aufblitzen, ihre Verbreitung, ihr Innehalten sind und bleiben unsern Augen wenigstens insoweit ein Rätsel, als wir von den dabei tätigen Kräften immer nur diese und jene, aber niemals alle kennen.

Die Stimmung der höhern und mittlern Stände Italiens gegen die Kirche zur Zeit der Höhe der Renaissance ist zusammengesetzt aus tiefem, verachtungsvollem Unwillen, aus Akkommodation an die Hierarchie, insofern sie auf alle Weise in das äußere Leben verflochten ist und aus einem Gefühl der Abhängigkeit von den Sakramenten, Weihen und Segnungen. Als etwas für Italien speziell Bezeichnendes dürfen wir noch die große individuelle Wirkung heiliger Prediger beifügen.

¹ Was wir den Geist der Gegenreformation nennen, das war in Spanien entwickelt geraume Zeit vor der Reformation selbst, und zwar durch die scharfe Überwachung und teilweise Neueinrichtung alles Kirchlichen unter Ferdinand und Isabella. Hauptquelle hierfür ist Gomez, *Leben des Kard. Ximenez*, bei Rob. Belus, *Rer. hispan. scriptores*. 3 Bde. Frankfurt 1581.

Über den antihierarchischen Unwillen der Italiener, wie er sich zumal seit Dante in Literatur und Geschichte offenbart, sind eigene umfangreiche Arbeiten vorhanden. Von der Stellung des Papsttums zur öffentlichen Meinung haben wir selber oben (s. 95 f., 203 f.) einige Rechenschaft geben müssen, und wer das Stärkste aus erlauchten Quellen schöpfen will, der kann die berühmten Stellen in Machiavells *Discorsi* und in (dem unverstümmelten) Guicciardini nachlesen. Außerhalb der römischen Kurie genießen noch am ehesten die bessern Bischöfe einigen sittlichen Respekt¹, auch manche Pfarrer; dagegen sind die bloßen Pfründner, Chorherren und Mönche fast ohne Ausnahme verdächtig und oft mit der schmachvollsten Nachrede, die den ganzen betreffenden Stand umfaßt, übel beladen. Man hat schon behauptet, die Mönche seien zum Sündenbock für den ganzen Klerus geworden, weil man nur über sie gefahrlos habe spotten dürfen². Allein dies ist auf alle Weise irrig. In den Novellen und Komödien kommen sie deshalb vorzugsweise vor, weil diese beiden Literaturgattungen stehende, bekannte Typen liefern, bei welchen die Phantasie leicht das nur Angedeutete ergänzt. Sodann schon die Novelle auch den Weltklerus nicht³. Drittens beweisen zahllose Aufzeichnungen aus der ganzen übrigen

¹ Man beachte, daß die Novellisten und andere Spötter der Bischöfe beinahe gar nicht gedenken, während man sie, allenfalls mit veränderten Ortsnamen, hätte durchziehen können, wie die andern. Dies geschieht z. B. bei *Bandello II*, Nov. 45; doch schildert er II, 40 auch einen tugendhaften Bischof. Gioviano Pontano im „*Charon*“ läßt den Schatten eines üppigen Bischofs mit „*Entenschritt*“ daherwatscheln.

² Foscolo, *Discorso sul testo del Decamerone*: *Ma de' preti in dignità niuno poteva far motto senza pericolo; onde ogni frate fu l'irco delle iniquità d'Israele etc.*

³ *Bandello* präludiert z. B. II, Nov. 1, damit: das Laster der Habsucht stehe niemandem schlechter an als den Priestern, welche ja für keine Familie usw. zu sorgen hätten. Mit diesem *Räsonnement* wird der schmähliche Überfall eines Pfarrhauses gerechtfertigt, wobei ein junger Herr durch zwei Soldaten oder Banditen einem zwar geizigen, aber gichtbrüchigen Pfarrer einen Hammel stehlen läßt. Eine einzige Geschichte dieser Art zeigt die Voraussetzungen, unter welchen man lebte und handelte, genauer an als alle Abhandlungen.

Literatur, wie keck über das Papsttum und die römische Kurie öffentlich geredet und geurteilt wurde; in den freien Schöpfungen der Phantasie muß man aber dergleichen nicht erwarten. Viertens konnten sich auch die Mönche bisweilen furchtbar rächen.

So viel ist immerhin richtig, daß gegen die Mönche der Unwille am stärksten war, und daß sie als lebendiger Beweis figurierten von dem Unwert des Klosterlebens, der ganzen geistlichen Einrichtung, des Glaubenssystems, ja der Religion überhaupt, je nachdem man die Folgerungen mit Recht oder Unrecht auszudehnen beliebte. Man darf hiebei wohl annehmen, daß Italien eine deutlichere Erinnerung von dem Aufkommen der beiden großen Bettelorden bewahrt hatte als andere Länder, daß es noch ein Bewußtsein davon besaß, dieselben seien ursprünglich die Träger jener Reaktion¹ gegen das, was man die Ketzerei des 13. Jahrhunderts nennt, d. h. gegen eine frühe starke Regung des modernen italienischen Geistes. Und das geistliche Polizeiamt, welches den Dominikanern insbesondere dauernd anvertraut blieb, hat gewiß nie ein anderes Gefühl rege gemacht als heimlichen Haß und Hohn.

Wenn man den Decamerone und die Novellen des Franco Sacchetti liest, sollte man glauben, die frevelhafte Rede gegen Mönche und Nonnen wäre erschöpft. Aber gegen die Zeit der Reformation hin steigert sich dieser Ton noch um ein Merkliches. Gerne lassen wir Aretino aus dem Spiel, da er in den Ragionamenti das Klosterleben nur zum Vorwand braucht, um seinem eigenen Naturell den Zügel schießen zu lassen. Aber einen Zeugen statt aller müssen wir hier nennen: Masuccio in den zehn ersten von seinen fünfzig Novellen. Sie sind in der tiefsten Entrüstung und mit dem Zweck, dieselbe zu verbreiten, geschrieben und den vornehmsten Personen, selbst dem König Ferrante und dem Prinzen Alfonso von Neapel dediziert. Die Geschichten selbst sind zum Teil älter und einzelne schon aus Boccaccio bekannt; anderes aber hat eine furchtbare neapolitanische Aktualität. Die Betörung

¹ Giovanni Villani (III, 29) sagt dies sehr deutlich ein Jahrhundert später.

und Aussaugung der Volksmassen durch falsche Wunder, verbunden mit einem schändlichen Wandel, bringen hier einen denkenden Zuschauer zu einer wahren Verzweiflung. Von herumziehenden Minoritenkonventualen heißt es: „Sie betrügen, rauben und huren, und wo sie nicht mehr weiter wissen, stellen sie sich als Heilige und tun Wunder, wobei der eine das Gewand von S. Vincenzo, der andere die Schrift¹ S. Bernardinos, ein dritter den Zaum von Capistranos Esel vorzeigt.“ . . . Andere „bestellen sich Helfershelfer, welche, scheinbar blind oder todkrank, durch Berührung des Saumes ihrer Kutte oder der mitgebrachten Reliquien plötzlich mitten im Volksgewühl genesen; dann schreit alles Misericordia! man läutet die Glocken und nimmt lange feierliche Protokolle auf“. Es kommt vor, daß ein Mönch auf der Kanzel von einem andern, welcher unter dem Volke steht, keck als Lügner angeschrien wird; dann aber fühlt sich der Rufende plötzlich von Besessenheit ergriffen, worauf ihn der Prediger bekehrt und heilt — alles reine Komödie. Der Betreffende mit seinem Helfershelfer sammelte so viel Geld, daß er von einem Kardinal ein Bistum kaufen konnte, wo beide gemächlich auslebten. Masuccio machte keinen besondern Unterschied zwischen Franziskanern und Dominikanern, indem beide einander wert seien. „Und da läßt sich das unvernünftige Publikum noch in ihren Haß und ihre Parteiung hineinziehen und streitet darüber auf öffentlichen Plätzen² und teilt sich in Franceschiner und Domenichiner!“ Die Nonnen gehören ausschließlich den Mönchen; sobald sie sich mit Laien abgeben, werden sie eingekerkert und verfolgt, die andern aber halten mit Mönchen förmliche Hochzeit, wobei sogar Messen gesungen, Kontrakte aufgesetzt und Speise und Trank reichlich genossen werden. „Ich selber“, sagt der Verfasser, „bin nicht ein, sondern mehrere Male dabei

¹ L' Ordine. Wahrscheinlich ist eine Tafel mit dem Motto I H S gemeint.

² Er fügt hinzu (nov. X. ed. Settembrini S. 132): und in den seggi, d. h. den Vereinen, in welche der neapolitanische Adel geteilt war. — Die Rivalität der beiden Orden wird häufig lächerlich gemacht, z. B. Bandello III, Nov. 14.

gewesen, habe es gesehen und mit Händen gegriffen. Solche Nonnen gebären dann entweder niedliche Mönchlein oder sie treiben die Frucht ab. Und wenn jemand behaupten möchte, dies sei eine Lüge, so untersuche er die Kloaken der Nonnenklöster, und er wird darin einen Vorrat von zarten Knöchlein finden, nicht viel anders als in Bethlehem zu Herodes' Zeiten. Solche und andere Sachen birgt das Klosterleben. Freilich machen einander die Mönche es in der Beichte bequem und diktieren ein Paternoster für Dinge, um derentwillen sie einem Laien alle Absolution versagen würden gleich einem Ketzer. Darum öffne sich die Erde und verschlinge solche Verbrecher lebendig samt ihren Gönnern.“ An einer andern Stelle äußert Masuccio, weil die Macht der Mönche doch wesentlich auf der Furcht vor dem Jenseits beruhe, einen ganz merkwürdigen Wunsch: „Es gäbe keine bessere Züchtigung für sie, als wenn Gott recht bald das Fegefeuer aufhöbe; dann könnten sie nicht mehr von Almosen leben und müßten wieder zur Hacke greifen.“

Wenn man unter Ferrante und an ihn so schreiben durfte, so hing dies vielleicht damit zusammen, daß der König durch ein auf ihn gemünztes falsches Wunder erbittert war¹. Man hatte ihn durch eine bei Tarent vergrabene und hernach gefundene Bleitafel mit Inschrift zu einer Judenverfolgung, ähnlich der spanischen, zu zwingen gesucht, und als er den Betrug durchschaute, ihm Trotz geboten. Auch einen falschen Fester hatte er entlarven lassen, wie schon früher einmal sein Vater König Alfonso tat. Der Hof hatte wenigstens am dumpfen Aberglauben keine Mitschuld².

Wir haben einen Autor angehört, dem es ernst war, und er ist lange nicht der einzige in seiner Art. Spott und Schimpf über die Bettelmönche sind vollends massenweise vorhanden und durchdringen die ganze Literatur³. Man

¹ Für das Folgende vgl. Jovian. Pontan. de Sermone, L. II, cap. 17, und Bandello, Parte I, Nov. 32.

² Weshalb auch sonst in seiner Nähe dies Wesen offen denunziert werden durfte. Vgl. auch Jovian. Pontan., Antonius und Charon.

³ Beispielshalber: der VIII. Gesang der Macaroneide.

kann kaum daran zweifeln, daß die Renaissance binnen kurzem mit diesen Orden aufgeräumt haben würde, wenn nicht die deutsche Reformation und die Gegenreformation darüber gekommen wäre. Ihre populären Prediger und ihre Heiligen hätten sie schwerlich gerettet. Es wäre nur darauf angekommen, daß man sich mit einem Papst, der die Bettelorden verachtete, wie z. B. Leo X., zu rechter Zeit verabredet hätte. Wenn der Zeitgeist sie doch nur noch entweder komisch oder abscheulich fand, so waren sie für die Kirche weiter nichts mehr als eine Verlegenheit. Und wer weiß, was damals dem Papsttum selber bevorstand, wenn die Reformation es nicht gerettet hätte. Die Machtübung, welche sich fortwährend der Pater Inquisitor eines Dominikanerklosters über die betreffende Stadt erlaubte, war im spätern 15. Jahrhundert gerade noch groß genug, um die Gebildeten zu genieren und zu empören, aber eine dauernde Furcht und Devotion ließ sich nicht mehr erzwingen¹. Bloße Gesinnungen zu strafen wie vor Zeiten (S. 268 f.), war nicht mehr möglich, und vor eigentlichen Irrlehren konnte sich auch derjenige leicht hüten, der sonst gegen den ganzen Klerus als solchen die loseste Zunge führte. Wenn nicht eine mächtige Partei mithalf (wie bei Savonarola) oder böser Zauber bestraft werden sollte (wie öfter in den oberitalischen Städten), so kam es am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch selten bis zum Scheiterhaufen. In mehreren Fällen begnügten sich die Inquisitoren, wie es scheint, mit höchst oberflächlichem Widerruf, andere Male kam es sogar vor, daß man ihnen den Verurteilten auf dem Gange zum Richtplatz aus den Händen nahm. In Bologna (1452) war der Priester Nicolò da Verona als Nekromant, Teufelsbanner und Sakramentsschänder bereits auf einer hölzernen Bühne vor S. Domenico degradiert worden und sollte nun auf die Piazza zum Scheiterhaufen geführt werden, als ihn unter-

¹ Die Geschichte in Vasari A. V S. 120, vita di Sandro Botticelli, zeigt, daß man bisweilen mit der Inquisition Scherz trieb. Allerdings kann der hier erwähnte Vicario sowohl der des Erzbischofs als der des dominikanischen Inquisitors gewesen sein.

wegs eine Schar von Leuten befreite, welche der Johanner Achille Malvezzi, ein bekannter Ketzerfreund und Nonnenschänder, gesandt hatte. Der Legat (Kardinal Bessarion) konnte hernach von den Tätern nur eines habhaft werden, der gehenkt wurde; Malvezzi lebte ungestört weiter¹.

Es ist bemerkenswert, daß die höhern Orden, also die Benediktiner mit ihren Abzweigungen, trotz ihres großen Reichtums und Wohllebens weit weniger perhorresziert waren als die Bettelorden; auf zehn Novellen, die von frati handeln, kommt höchstens eine, welche einen monaco zum Gegenstand und Opfer hat. Nicht wenig kam diesen Orden zugute, daß sie älter und ohne polizeiliche Absicht gegründet waren und sich nicht in das Privatleben einmischten. Es gab darunter fromme, gelehrte und geistreiche Leute, aber den Durchschnitt schildert einer von ihnen, Firenzuola², wie folgt: „Diese Wohlgenährten in ihren weiten Kutten bringen ihr Leben nicht hin mit barfüßigem Herumziehen und Predigen, sondern in zierlichen Korduanpantoffeln sitzen sie in ihren schönen Zellen mit Zypressengetäfel und falten die Hände über den Bauch. Und wenn sie je einmal sich von der Stelle bemühen müssen, so reiten sie gemächlich auf Maultieren und fetten Pferdchen wie zur Erholung herum. Den Geist ermüden sie nicht zu sehr durch Studium vieler Bücher, damit das Wissen ihnen nicht statt ihrer mönchischen Einfalt einen Luzifershochmut beibringe.“ Wer die Literatur jener Zeiten kennt, wird zugeben, daß hier nur das zum Verständnis des Gegenstandes Notwendigste mitgeteilt ist³. Daß eine solche Reputation von

¹ Bursellis, Ann. Bonon. ap. Murat. XXIII, Col. 886 ff., 896.

² Vgl. o. S. 320 ff. Er war Abt der Vallombrosaner. Die Stelle, hier frei übersetzt, findet sich Opere, vol. II, S. 209 in seiner zehnten Novelle. — Eine einladende Schilderung des Wohllebens der Kartäuser in dem o. S. 318 zitierten Commentario d'Italia S. 32 ff.

³ Pius II. war aus Gründen für Abschaffung des Zölibates; Sacerdotibus magna ratione sublatas nuptias maiori restituendas videri, war eine seiner Lieblingssentenzen. Platina, Vitae Pontiff. S. 311. [Aber ganz zuverlässig ist freilich Platina nicht!]

Weltklerus und Mönchen bei Unzähligen den Glauben an das Heilige überhaupt erschüttern mußte, springt in die Augen.

Was für schreckliche Gesamturteile bekommt man da zu hören! Wir teilen schließlich nur eines davon mit. Guicciardini, der Geschichtschreiber und vieljährige Beamte der mediceischen Päpste, sagt (1529) in seinen Aphorismen¹: „Keinem Menschen mißfällt mehr als mir der Ehrgeiz, die Habsucht und die Ausschweifung der Priester, sowohl weil jedes dieser Laster an sich hassenswert ist, als auch weil jedes allein oder alle sich wenig ziemen bei Leuten, die sich zu einem von Gott besonders abhängigen Stand bekennen, und vollends, weil sie unter sich so entgegengesetzt sind, daß sie sich nur in ganz absonderlichen Individuen vereinigt finden können. Gleichwohl hat meine Stellung bei mehreren Päpsten mich gezwungen, die Größe derselben zu wollen, meines eigenen Vorteils wegen. Aber ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt wie mich selbst, nicht, um mich loszumachen von den Gesetzen, welche das Christentum, so wie es insgesamt erklärt und verstanden wird, uns auferlegt, sondern um diese Schar von Nichtswürdigen (*questa caterva di scelerati*) in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßten.“

Derselbe Guicciardini hält denn auch dafür², daß wir in betreff alles Übernatürlichen im Dunkel bleiben, daß Philosophen und Theologen nur Torheiten darüber vorbringen, daß die Wunder in allen Religionen vorkommen, für keine besonders beweisen und sich am Ende auf noch unbekannte Naturphänomene zurückführen lassen. Den bergeversetzenden Glauben, wie er sich damals bei den Nachfolgern Savonarolas zu erkennen gab, konstatiert er als ein kurioses Phänomen, doch ohne bittere Bemerkung. Gegenüber von solchen Stimmungen hatten Klerus und Mönchtum den großen Vorteil, daß man an sie gewöhnt war und daß ihr Dasein sich mit dem Dasein von jeder-

¹ Ricordi, N. 28, in den *Opera inedite*, Vol. 1.

² Ricordi, N. 1, 123. 125.

mann berührte und verflocht. Es ist der Vorteil, den alle alten und mächtigen Dinge von jeher in der Welt gehabt haben. Jedermann hatte irgendeinen Verwandten im Priesterrock oder in der Kutte, irgendeine Aussicht auf Protektion oder künftigen Gewinn aus dem Schatz der Kirche, und in der Mitte von Italien saß die römische Kurie, welche ihre Leute bisweilen plötzlich reich machte. Doch muß man sehr hervorheben, daß dies alles die Zunge und die Feder nicht band. Die Autoren der lästerlichen Komik sind ja selber meist Mönche, Pfründner usw.; Poggio, der die Fazetien schrieb, hatte wohl die niedern Weihen, Francesco Berni hatte ein Kanonikat. Teofilo Folengo war Benediktiner, freilich ein sehr unbeständiger, Matteo Bandello, der seinen eigenen Orden lächerlich macht, war Dominikaner, und zwar Nepot eines Generals dieses Ordens. Treibt sie ein Übermaß des Sicherheitsgefühles? oder ein Bedürfnis, die eigene Person von der Verrufenheit des Standes zu sondern? oder jene pessimistische Selbstsucht mit dem Wahlspruch: „uns hält's noch aus“? Vielleicht war etwas von allem dabei. Bei Folengo wirkt freilich schon das Luthertum kenntlich ein¹.

Die Abhängigkeit von Segnungen und Sakramenten, von welcher bereits (o. S. 96) bei Anlaß des Papsttums die Rede gewesen ist, versteht sich bei dem gläubigen Teil des Volkes von selbst; bei den Emanzipierten bedeutet und bezeugt sie die Stärke der Jugendeindrücke und die gewaltige magische Kraft altgewohnter Symbole. Das Verlangen der Sterbenden — wer er auch sein mochte — nach priesterlicher Absolution beweist einen Rest von Höllenfurcht, selbst bei einem Menschen wie jener Vitellozzo (a. a. O.) war. Ein belehrenderes Beispiel als das seinige wird schwer zu finden sein. Die kirchliche Lehre von dem character indelebilis des Priesters, wonen sein Persönlichkeit indifferent wird, hat so weit Früchte getragen, daß man wirklich den Priester verabscheuen und doch seine geistlichen Spenden begehren kann. Freilich gab es auch Trotzköpfe, wie z. B. Fürst Galeotto von

¹ Vgl. den Orlandino, c. VI Str. 40 ff., c. VII Str. 57, c. VIII Str. 3 ff., bes. 75.

Mirandola¹, der 1499 in einer bereits sechzehnjährigen Exkommunikation starb. Während dieser ganzen Zeit war auch die Stadt um seinetwillen im Interdikt gewesen, so daß weder Messe noch geweihtes Begräbnis stattfand. Glänzend tritt endlich neben all diesen Zweideutigkeiten hervor das Verhältnis der Nation zu ihren großen Bußpredigern. Das ganze übrige Abendland ließ sich von Zeit zu Zeit durch die Rede heiliger Mönche rühren, allein was sollte dies heißen neben der periodischen Erschütterung der italienischen Städte und Landschaften? Zudem ist z. B. der einzige, der während des 15. Jahrhunderts in Deutschland eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, ein Abruzzese von Geburt gewesen, nämlich Giovanni Capistrano². Diejenigen Gemüter, welche einen so gewaltigen Ernst und einen solchen religiösen Beruf in sich tragen, sind damals im Norden intuitiv, mystisch; im Süden expansiv, praktisch, verbündet mit der hohen Achtung der Nation vor Sprache und Rede. Der Norden bringt eine *Imitatio Christi* hervor, welche im stillen, anfangs nur in Klöstern, aber auf Jahrhunderte wirkt; der Süden produziert Menschen, welche auf Menschen einen kolossalen Eindruck des Augenblicks machen. Dieser Eindruck beruht wesentlich auf Erregung des Gewissens. Es sind Moralpredigten, ohne Abstraktion, von spezieller Anwendung, unterstützt von einer geweihten, aszetischen Persönlichkeit, woran sich dann von selbst durch die erregte Phantasie das Mirakel anschließt, auch gegen den Willen des Predigers. Capistrano z. B. begnügte sich, über die Tausende von Kranken, die man ihm brachte, das Kreuz zu machen und sie im Namen der Dreieinigkeit und seines Meisters S. Bernardino zu segnen, worauf hie und da eine wirkliche Genesung erfolgte, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Der Chronist von Brescia (s. unten S. 442, A. 2) deutet dies so an: „Er tat schöne Wunder, doch erzählte man viel mehr, als wirklich war.“

¹ Diario Ferrarese bei Murat. XXIV, Col. 362.

² Er hatte einen deutschen und einen slawischen Dolmetscher bei sich. Auch S. Bernhard hatte einst am Rhein desselben Mittels bedurft.

Das gewaltigste Argument war weniger die Drohung mit Fegefeuer und Hölle, als vielmehr die höchst lebendige Entwicklung der maledizione, des zeitlichen, in der Person wirkenden Fluches, der sich an das Böse knüpft. Die Betrübung Christi und der Heiligen hat ihre Folgen im Leben. Nur so konnte man die in Leidenschaft, Rache-schwüren und Verbrechen verrannten Menschen zur Sühne und Buße bringen, was bei weitem der wichtigste Zweck war.

So predigten im 15. Jahrhundert Bernardino da Siena, Alberto da Sarteano, Giacomo delle Marche, Giovanni Capistrano, Roberto da Lecce (S. 384) und andere; endlich Girolamo Savonarola. Es gab kein stärkeres Vorurteil als das gegen die Bettelmönche; sie überwand es. Der hochmütige Humanismus kritisierte und höhnte; z. B. Poggio, der findet, die Bußprediger hätten es leicht, da sie in jeder Stadt dasselbe vorbrächten und das Volk dümmer entlassen dürften, als es gekommen sei¹. Wenn sie aber ihre Stimme erhoben, so dachte man des höhnen-den Humanismus nicht mehr. Die Sache war nicht neu, und ein Spötervolk, wie die Florentiner, hatte schon im 14. Jahrhundert die Karikatur davon, wo sie sich auf seinen Kanzeln blicken ließen, malträtieren gelernt²; als Savonarola auftrat, riß er sie doch so weit hin, daß bald ihre ganze geliebte Bildung und Kunst in dem Glutfeuer, das er entzündete, zusammengeschmolzen wäre. Selbst die stärkste Profanation durch heuchlerische Mönche, welche mit Hilfe von Einverstandenen die Rührung beliebig in ihren Zuhörern hervorzubringen und zu verbreiten wußten (vgl. S. 434), war nicht imstande, der Sache selbst zu schaden. Man fuhr fort, über gemeine Mönchspredigten mit erdichteten Wundern und Vorzeigung falscher Reliquien³ zu lachen und die echten großen Bußpredigten hoch zu achten. Dieselben sind eine wahre italienische Spezialität des 15. Jahrhunderts.

¹ De avaritia, in den Opera S. 2.

² Franco Sacchetti, Nov. 73. Verfehlte Bußprediger sind bei allen Novellisten ein häufiges Thema.

³ Vgl. die bekannte Posse im Decamerone VI. Nov. 10.

Der Orden — in der Regel der des hl. Franziskus und zwar von der sogenannten Observanz — schickt sie aus, je nachdem sie begehrt werden. Dies geschieht hauptsächlich bei schwerer öffentlicher oder Privatzwietracht in den Städten auch wohl bei schrecklicher Zunahme der Unsicherheit und Unsittlichkeit. Ist dann aber der Ruhm eines Predigers gewachsen, so begehren ihn die Städte auch ohne besondern Anlaß; er geht, wohin ihn die Obern senden. Ein besonderer Zweig dieser Tätigkeit ist die Kreuzpredigt gegen die Türken¹; wir haben es aber hier wesentlich mit der Bußpredigt zu tun.

Die Reihenfolge der Predigten, wenn eine solche methodisch beobachtet wurde, scheint sich einfach an die kirchliche Aufzählung der Todsünden angeschlossen zu haben; je dringender aber der Moment ist, um so eher geht der Prediger unmittelbar auf das Hauptziel los. Er beginnt vielleicht in einer jener gewaltig großen Ordenskirchen oder im Dom; binnen kurzem ist die größte Piazza zu klein für das von allen Gegenden herbeiströmende Volk und das Kommen und Gehen ist für ihn selbst mit Lebensgefahr verbunden². In der Regel schließt die Predigt mit einer ungeheuren Prozession; allein die ersten Stadtbeamten, welche ihn in die Mitte nehmen, können ihn auch da kaum vor den Leuten sichern, welche ihm Hände und Füße küssen und Stücke von seiner Kutte schneiden³.

Die nächsten Erfolge, welche sich am leichtesten ergeben, nachdem gegen Wucher, Vorkauf und unehrbare Moden gepredigt worden, sind das Eröffnen der Gefängnisse, d. h. wohl nur die Freilassung ärmerer Schuldgefangener und das Verbrennen von Luxussachen und Werkzeugen gefährlichen sowohl als unschuldigen Zeitvertreibes: als da sind Würfel, Karten, Spiele aller Art, „Maskengesichter“, Musikinstrumente, Gesangbücher, geschriebene Zauber-

¹ Wobei die Sache wieder ganz eigentümliche Farben annahm. Vgl. Malipiero, *Ann. venet.*, *Arch. stor.* VII, 1 S. 18. — *Chron. venetum* bei Murat. XXIV, Col. 114. — *Storia bresciana* bei Murat. XXI, Col. 898.

² *Stor. Bresciana* bei Murat. XXI, Col. 865 ff.

³ Allegretto, *Diari sanesi* bei Murat. XXIII, Col. 819 ff. (13. bis 18. Juli 1446).

formeln¹, falsche Haartouren usw. Dies alles wurde auf einem Gerüst (talamo) ohne Zweifel zierlich gruppiert, oben darauf etwa noch eine Teufelsfigur befestigt und dann Feuer angelegt (vgl. o. S. 346 f.).

Nun kommen die härtern Gemüter an die Reihe; wer längst nicht mehr gebeichtet hat, beichtet nunmehr; ungerecht vorenthaltenes Gut wird zurückgegeben, unheil-schwangere Schmähreden werden zurückgenommen. Redner wie Bernardino da Siena² gingen sehr emsig und genau auf den täglichen Verkehr der Menschen und dessen Sittengesetz ein. Wenige unserer heutigen Theologen möchten wohl eine Morgenpredigt zu halten versucht sein „über Kontrakte, Restitutionen, Staatsrenten (monte) und Ausstattung von Töchtern“, wie er einst im Dom von Florenz eine hielt. Unvorsichtigere Prediger begingen dabei leicht den Fehler, so stark gegen einzelne Menschenklassen, Gewerbe, Beamten loszuziehen, daß sich das aufgeregte Gemüt der Zuhörer sofort durch Tätlichkeiten gegen diese entlud³. Auch eine Predigt des Bernardino da Siena, die er einmal in Rom (1424) hielt, hatte außer dem Brand von Putz- und Zaubersachen auf dem Kapitol noch eine andere Folge: „Hernach“, heißt es⁴, „wurde

¹ Infessura, ed. Tommasini S. 25 sagt: canti, brevi, sorti. Ersteres könnte auf Liederbücher gehen, dergleichen wenigstens Savonarola wirklich verbrannt hat. Allein Graziani (Chron. di Perugia, Arch. stor. XVI, 1 S. 314, vgl. daselbst die Anm. des Herausgebers) sagt bei einem ähnlichen Anlaß, brieve incante, was ohne Zweifel brevi e incanti zu lesen ist, und eine ähnliche Emendation ist vielleicht auch bei Infessura ratsam [die kritische Ausgabe von Tommasini liest freilich auch canti], dessen sorti ohnehin irgendeine Sache des Aberglaubens bezeichnen, etwa ein wahrsagendes Kartenspiel. — Zur Zeit des Bücherdruckes sammelte man auch z. B. alle Exemplare des Martial für den Scheiterhaufen ein. Bandello III, N. 10.

² Siehe dessen merkwürdige Biographie bei Vespasiano Fiorent. und die bei Aeneas Sylvius, De viris illustr. S. 24.

³ Allegretto, a. a. O., Col. 823; ein Prediger hetzt das Volk gegen die Richter (wenn nicht statt giudici etwa giudei zu lesen ist), worauf dieselben bald in ihren Häusern wären verbrannt worden.

⁴ Infessura, a. a. O. Wie derselbe Heilige vor Arezzo ein verurteiltes Wäldchen umhauen ließ, erzählt Vasari A. III, 148; vita di Parri Spinelli. Oft mag sich der erste Bußeifer an Lokalen, Symbolen und Werkzeugen so ziemlich erschöpft haben.

auch die Hexe Finicella verbrannt, weil sie mit teuflischen Mitteln viele Kinder tötete und viele Personen verhexte, und ganz Rom ging hin, es zu sehen.“

Das wichtigste Ziel der Predigt aber ist, wie oben bemerkt, die Versöhnung von Streit und Verzichtung auf die Rache. Sie wird wohl in der Regel erst gegen Ende des Predigtkurses erfolgt sein, wenn der Strom allgemeiner Bußfertigkeit allmählich die ganze Stadt ergriff, wenn die Luft erbebe¹ von dem Geschrei des ganzen Volkes: *misericordia!* — Da kam es zu jenen feierlichen Friedensschlüssen und Umarmungen, auch wenn schon Wechselmord zwischen den streitenden Parteien lag. Man ließ wohl die bereits Verbannten zu so heiligem Vorhaben absichtlich in die Stadt kommen. Es scheint, daß solche „*paci*“ im ganzen beobachtet worden sind, auch wenn die gehobene Stimmung vorüber war, und dann blieb das Andenken des Mönches im Segen auf viele Geschlechter hinaus. Aber es gab wilde, furchtbare Krisen, wie die der Familien della Valle und Croce zu Rom (1482), wobei selbst der große Roberto da Lecce seine Stimme umsonst erhob². Kurz vor der Karwoche hatte er noch auf dem Platz vor der Minerva zahllosem Volk gepredigt; da erfolgte in der Nacht vor dem Grünen Donnerstag die schreckliche Straßenschlacht vor Palazzo della Valle beim Ghetto; am Morgen gab Papst Sixtus den Befehl zu dessen Schleifung und hielt dann die gewohnten Zeremonien dieses Tages ab; am Karfreitag predigte Roberto wieder, in den Händen ein Kruzifix; er und seine Zuhörer konnten aber nichts als weinen.

¹ Pareva che l'aria si fendesse heißt es in der *Storia bresciana*, Murat. XXI, 867.

² Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 166 ff. Es wird nicht ausdrücklich gesagt, daß er sich mit dieser Fehde abgab, allein wir dürfen nicht daran zweifeln. — Auch Jacopo della Marca hatte einst (1445) nach ungeheuren Erfolgen kaum Perugia verlassen, als ein schrecklicher Rachemord in der Familie Ranieri geschah. Vgl. Graziani a. a. O. S. 565 f. — Bei diesem Anlaß muß darauf hingewiesen werden, daß jene Stadt auffallend oft von solchen Predigern besucht wird, vgl. S. 597. 626. 631. 637. 647.

Gewaltsame, mit sich zerfallene Gemüter faßten häufig unter dem Eindruck der Bußpredigten den Entschluß, ins Kloster zu treten. Es waren darunter Räuber und Verbrecher aller Art, auch wohl brotlose Soldaten¹. Dabei wirkt die Bewunderung mit, welche dem heiligen Mönche sich wenigstens in der äußern Lebensstellung nach Kräften zu nähern sucht.

Die Schlußpredigt ist dann ein lauterer Segensspruch, der sich in den Worten zusammenfaßt: *la pace sia con voi!* Große Scharen begleiten den Prediger nach der nächsten Stadt und hören daselbst seinen ganzen Kreis von Reden noch einmal an.

Bei der ungeheuren Macht, welche diese heiligen Männer ausübten, war es dem Klerus und den Regierungen erwünscht, sie wenigstens nicht zu Gegnern zu haben. Ein Mittel hierzu war, daß man darauf hielt, nur Mönche oder Geistliche², welche wenigstens die niedern Weihen hatten, in solcher Qualität auftreten zu lassen, so daß der Orden oder die betreffende Korporation einigermaßen für sie haftbar war. Aber eine scharfe Grenze ließ sich auch hier nicht festhalten, da die Kirche und also auch die Kanzel längst für allerlei Zwecke der Öffentlichkeit, gerichtliche Akte, Publikationen, Vorlesungen usw. in Anspruch genommen war, und da selbst bei eigentlichen Predigten bisweilen dem Humanisten und Laien das Wort gelassen

¹ Capistrano kleidete nach einer Predigt fünfzig Soldaten ein; Stor. bresciana, a. a. O. — Graziani, a. a. O. S. 565 ff. — Aen. Sylvius (de viris illustr. Stuttgart 1842, S. 25) war in seiner Jugend einmal nach einer Predigt S. Bernardinos nahe daran, in dessen Orden zu treten.

² Daß es an Reibungen zwischen den berühmten Observantenpredigern und den neidischen Dominikanern nicht fehlte, zeigt der Streit über das vom Kreuz auf die Erde geflossene Blut Christi [1462, vgl. G. Voigt, Enea Silvio, III, 591 ff.]. Über Fra Jacopo della Marca, der in diesem Streit dem dominikanischen Inquisitor durchaus nicht nachgeben wollte, äußert sich Pius II. in seinem ausführlichen Bericht (Comment., L. XI S. 511) mit einer ganz hübschen Ironie: *Pauperiem pati et famem et sitim et corporis cruciatum et mortem pro Christi nomine nonnulli possunt; jacturam nominis vel minimam ferre recusant, tanquam sua deficiente fama Dei quoque gloria pereat.*

wurde (oben S. 215 ff.). Nun gab es ohnehin eine zwitterhafte Menschenklasse, welche weder Mönche noch Geistliche waren und doch der Welt entsagt hatten, nämlich die in Italien sehr zahlreichen Einsiedler, und solche erschienen bisweilen ohne allen Auftrag und rissen die Bevölkerung hin¹. Ein Fall dieser Art ereignete sich zu Mailand nach der zweiten französischen Eroberung (1516), freilich in einer Zeit großer öffentlicher Unordnung; ein toscanischer Einsiedler, vielleicht von der Partei Savonarolas, behauptete mehrere Monate lang die Kanzel des Domes, polemisierte auf das heftigste gegen die Hierarchie, stiftete einen neuen Leuchter und einen Altar im Dom, tat Wunder und räumte nur nach heftigen Kämpfen das Feld². In jenen für das Schicksal Italiens entscheidenden Dezennien erwacht überall die Weissagung, und diese läßt sich, wo sie vorkommt, nirgends auf einen bestimmten Stand einschränken. Man weiß z. B., wie vor der Verwüstung Roms die Einsiedler mit einem wahren Trotze der Prophetie auftraten (oben S. 114). In Ermangelung eigener Beredsamkeit schicken solche Leute auch wohl Boten mit Symbolen, wie z. B. jener Aszet bei Siena, der (1496) ein „Eremitlein“, d. h. einen Schüler in die gefährlichste Stadt sandte mit einem Totenkopf auf einem Stecken, woran ein Zettel mit einem drohenden Bibelspruch hing³.

Aber die Mönche selber schonten oft Fürsten, Behörden, Klerus und ihren eigenen Stand durchaus nicht. Zwar eine direkte Predigt zum Sturz eines Tyrannenhauses, wie

¹ Ihr Ruf schwankte schon damals zwischen Extremen. Man muß sie von den Eremitanermönchen unterscheiden. — Überhaupt waren die Grenzen in dieser Beziehung nicht fest gezogen. Die als Wundertäter herumziehenden Spoletiner beriefen sich immer auf San Antonio und, ihrer Schlangen wegen, auf den Apostel Paulus. Sie brandschatzten schon seit dem 13. Jahrhundert die Bauern mit halbgeistlicher Magie, und ihre Pferde waren dressiert niederzuknien, wenn man San Antonio nannte. Dem Vorgeben nach sammelten sie für Hospitäler. Masuccio, Nov. 18. Bandello III Nov. 17. Firenzuola in seinem *Asino d'oro* läßt sie die Stelle der Bettelpfaffen des Apulejus vertreten.

² Prato, Arch. stor. III S. 357 ff. Burigozzo, *ibid.* S. 431 ff.

³ Allegretto bei Murat. XXIII, Col. 855 ff.

die des Fra Jacopo de'Bussolari zu Pavia im 14. Jahrhundert¹ gewesen war, trifft man in den folgenden Zeiten nicht mehr an, wohl aber mutigen Tadel, selbst gegen den Papst in dessen eigener Kapelle (vgl. o. S. 217, A. 2) und naive politische Ratschläge in Gegenwart von Fürsten, die dessen nicht zu bedürfen glaubten². Auf dem Kastellplatz zu Mailand durfte 1494 ein blinder Prediger aus der Incoronata (also ein Augustiner) dem Lodovico Moro von der Kanzel her zurufen: „Herr, zeige den Franzosen den Weg nicht, denn du wirst es bereuen!“³. Es gab weissagende Mönche, welche vielleicht nicht direkt politisierten, aber so schreckliche Bilder der Zukunft entwarfen, daß den Zuhörern die Besinnung verging. Ein ganzer Verein von solchen, zwölf Franziskaner-Konventualen, durchzogen bald nach der Wahl Leos X. (1513) die verschiedenen Landschaften Italiens, wie sie dieselben unter sich verteilt hatten: derjenige von ihnen, welcher in Florenz predigte⁴, Fra Francesco di Montepulciano, erregte ein steigendes Entsetzen unter dem ganzen Volke, indem seine Äußerungen, gewiß eher verstärkt als gemildert, auch zu denjenigen gelangten, welche vor Gedränge nicht selber in seine Nähe kommen konnten. Nach einer solchen Predigt starb er plötzlich „an einem Brustwehe“; alles kam, der Leiche die Füße zu küssen, weshalb man sie nachts in aller Stille begrub. Aber den neu entzündeten Geist der Weissagung, der nun selbst Weiber und Bauern ergriff, konnte man nur mit größter Mühe dämpfen. „Um die Leute wieder einigermaßen heiter zu stimmen, ver-

¹ Matteo Villani VIII. cap. 2 ff. Er predigte zunächst gegen die Tyrannis überhaupt, dann, als ihn das herrschende Haus der Beccaria hatte wollen ermorden lassen, änderte er in einer Predigt selbst die Verfassung und die Behörden und nötigte die Beccaria zur Flucht (1357). Vgl. Petrarca, Epp. fam. XIX, 18 und A. Hortis, Scritti inediti di F. P. S. 174—181.

² Bisweilen stellte auch das regierende Haus in bedrängten Zeiten Mönche an, um das Volk für Loyalität zu begeistern. Ein Beispiel aus Ferrara bei Sanudo (Murat. XXII, Col. 1218).

³ Prato, Arch. stor. III S. 251. — Spätere fanatisch antifranzösische Prediger, nach der Vertreibung der Franzosen, erwähnt Burigozzo, ebd. S. 443. 449. 485; ad a. 1523. 1526. 1529.

⁴ Jac. Pitti, Stor. fior. L. II S. 112.

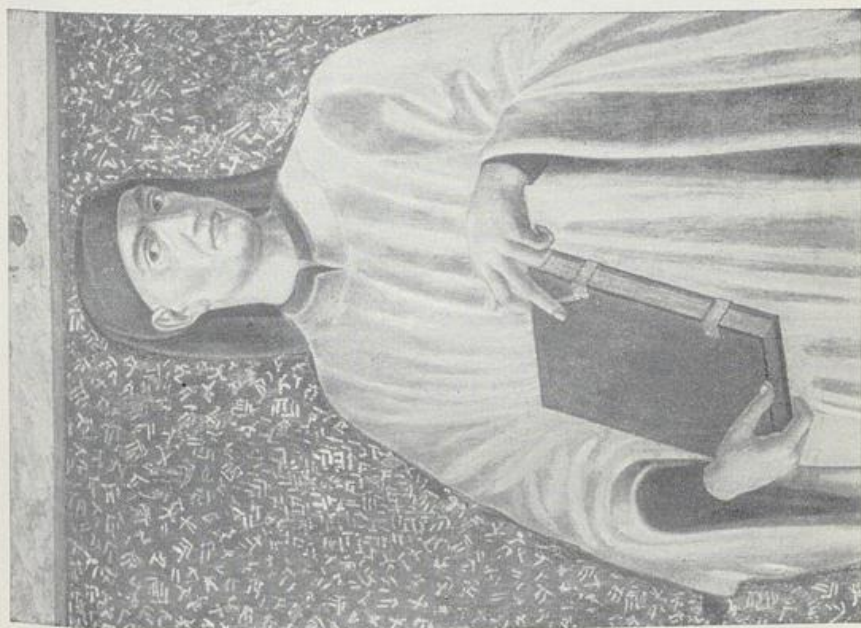
anstalteten hierauf die Medici, Giuliano (Bruder Leos) und Lorenzo, auf St. Johannestag 1514 jene prächtigen Feste, Jagden, Aufzüge und Turniere, wozu sich von Rom her außer einigen großen Herren auch sechs Kardinäle, diese allerdings verkleidet, einfanden.“

Der größte Bußprediger und Prophet aber war in Florenz schon 1498 verbrannt worden: Fra Girolamo Savonarola von Ferrara¹. Hier müssen uns einige Winke über ihn genügen.

Das gewaltige Werkzeug, durch welches er Florenz umgestaltet und beherrscht (1494–98), ist seine Rede, wovon die erhaltenen, meist an Ort und Stelle ungenügend nachgeschriebenen Predigten offenbar nur einen beschränkten Begriff geben. Nicht als ob die äußern Mittel seines Auftretens sehr groß gewesen wären, denn Stimme, Aussprache, rhetorische Redaktion u. dgl. bildeten vielmehr eher die schwache Seite, und wer einen Stil- und Kunstprediger verlangte, ging zu seinem Rivalen Fra Mariano da Genazano — aber in Savonarolas Rede lag jene hohe persönliche Gewalt, welche wohl von da bis auf Luther nicht wieder vorgekommen ist. Er selber hielt es für Erleuchtung und taxierte deshalb ohne Unbescheidenheit das Predigtamt sehr hoch: über dem Prediger folge in der großen Hierarchie der Geister unmittelbar der unterste der Engel.

Diese völlig zu Feuer und Flammen gewordene Persönlichkeit vollbrachte zunächst noch ein anderes, größeres Wunder; das eigene Kloster S. Marco Dominikanerordens und dann alle Dominikanerklöster Toscanas werden desselben Sinnes und unternehmen eine freiwillige große Reform. Wenn man weiß, was die Klöster damals waren und wie unendlich schwer die geringste Veränderung bei Mönchen durchzusetzen ist, so wird man doppelt erstaunen über eine völlige Sinnesänderung wie diese. Als

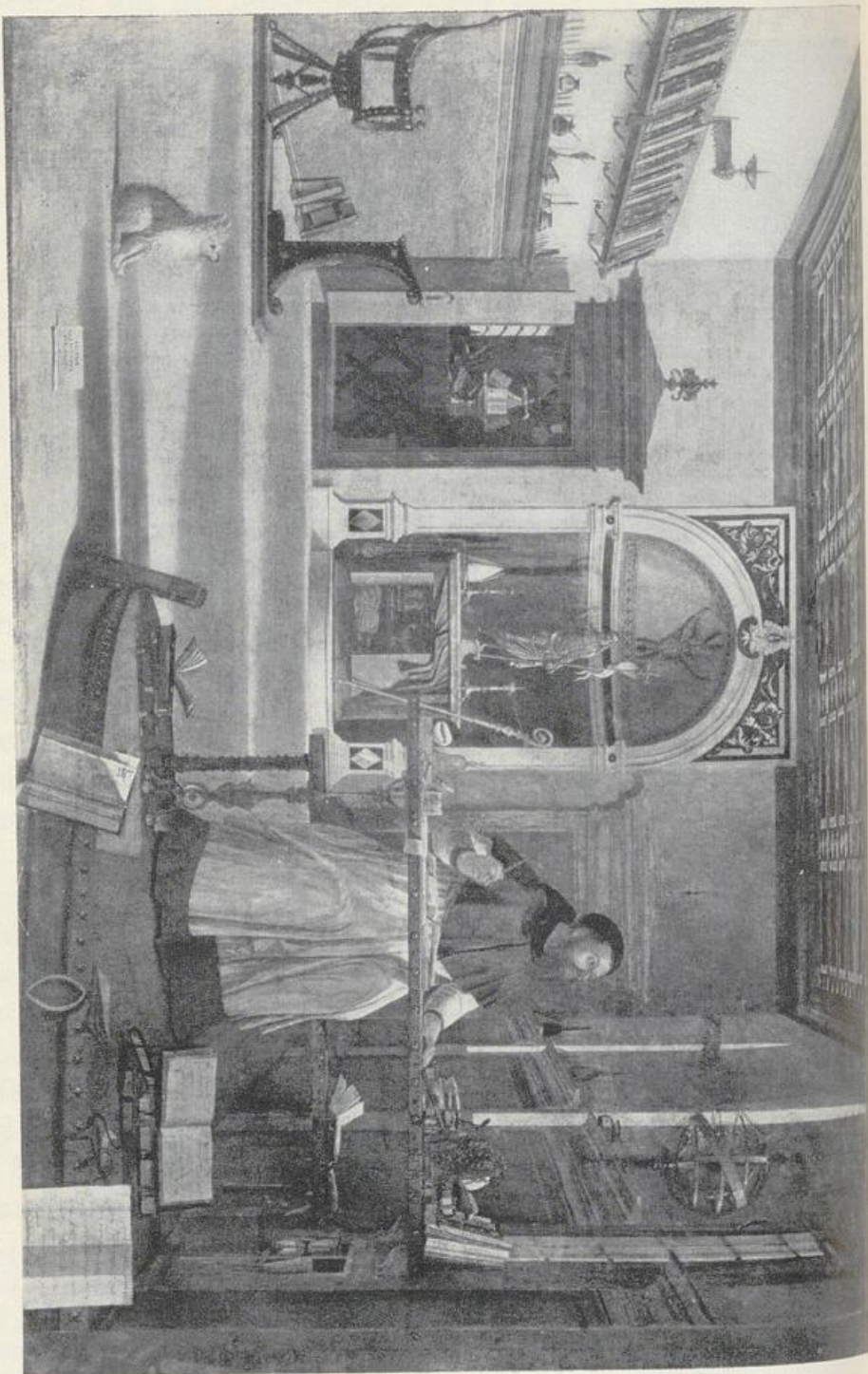
¹ Perrens, Jérôme Savonarole, 2 Bde., unter den vielen Spezialwerken vielleicht das methodisch bestgeordnetste und nüchternste. — P. Villari, La storia di Girol. Savonarola (2 vol. Firenze, Leimonier). 2. Ausg. 1887. [Deutsch von Berduschk, Leipzig 1868. Neue Auffassungen über Savonarola: Protest. Realenzyklopädie XXIV S. 451. Ferner J. Schnitzer, Savonarola. 2 Bde. München 1924.]



20. Giovanni Boccaccio



21. Francesco Petrarca



22. Arbeitsraum eines Gelehrten (Carpaccio, Der hl. Hieronymus) im 15. Jahrhundert

die Sache im Gange war, befestigte sie sich dadurch, daß Gleichgesinnte jetzt in bedeutender Zahl Dominikaner wurden. Söhne aus den ersten Häusern traten in S. Marco als Novizen ein.

Diese Reform des Ordens für ein bestimmtes Land war nun der erste Schritt zu einer Nationalkirche, zu welcher es bei längerer Dauer dieses Wesens unfehlbar hätte kommen müssen. Savonarola selber wollte freilich eine Reform der ganzen Kirche und schickte deshalb noch gegen Ende seiner Wirksamkeit an alle großen Potentaten dringende Mahnungen, sie möchten ein Konzil versammeln. Allein sein Orden und seine Partei waren bereits für Toscana das allein mögliche Organ seines Geistes, das Salz der Erde geworden, während die Nachbargegenden im alten Zustande verharrten. Mehr und mehr baut sich aus Entsagung und Phantasie ein Zustand auf, der Florenz zu einem Reiche Gottes auf Erden machen will.

Die Weissagungen, deren teilweises Eintreffen dem Savonarola ein übermenschliches Ansehen verlieh, sind derjenige Punkt, auf welchem die allmächtige italienische Phantasie auch das bestverwahrte, liebevollste Gemüt be- meisterte. Anfangs meinten die Franziskaner von der Observanz, im Widerschein des Ruhmes, welchen ihnen S. Bernardino da Siena vermacht hatte, sie könnten den großen Dominikaner durch Konkurrenz bändigen. Sie verschafften einem der Ihrigen, Domenico da Ponzo, die Domkanzel und ließen die Unglücksprophezeiungen Savonarolas durch noch schlimmere überbieten, bis Pietro de' Medici, der damals noch über Florenz herrschte, einstweilen beiden Ruhe gebot. Bald darauf, als Karl VIII. nach Italien kam und die Medici vertrieben wurden, wie Savonarola mit klaren Worten geweissagt hatte, glaubte man nur noch ihm.

Und hier muß nun zugestanden werden, daß er gegen seine eigenen Ahnungen und Visionen keine Kritik übte und gegen diejenigen anderer eine ziemlich strenge. In der Leichenrede auf Pico della Mirandola geht er mit dem verstorbenen Freunde etwas unbarmherzig um. Weil Pico trotz einer innern Stimme, die von Gott kam, doch

nicht in den Orden treten wollte, habe er selber Gott gebeten, jenen etwas zu züchtigen; seinen Tod aber habe er wahrlich nicht gewünscht; nun sei durch Almosen und Gebet so viel erwirkt, daß die Seele sich einstweilen im Fegefeuer befinde. In betreff einer tröstlichen Vision, die Pico auf dem Krankenbette gehabt, wobei ihm die Madonna erschien und versprach, er solle nicht sterben, gesteht Savonarola, er habe es lange für eine dämonische Täuschung gehalten, bis ihm offenbart worden sei, die Madonna habe den zweiten Tod, nämlich den ewigen gemeint. — Wenn dies und ähnliches Überhebung war, so hat dieses große Gemüt wenigstens dafür gebüßt, so bitter es dafür büßen konnte; in seinen letzten Tagen scheint Savonarola die Nichtigkeit seiner Gesichte und Weissagungen erkannt zu haben, und doch blieb ihm innerer Friede genug übrig, um in heiliger Stimmung zum Tode zu gehen. Seine Anhänger aber hielten außer seiner Lehre auch seine Prophezeiungen noch drei Jahrzehnte hindurch fest.

Als Reorganisator des Staates hatte er nur gearbeitet, weil sonst statt seiner feindselige Kräfte sich der Sache bemächtigt haben würden. Es ist unbillig, ihn nach der halb demokratischen Verfassung (o. S. 79 A. 1) vom Anfang des Jahres 1495 zu beurteilen. Sie ist nicht besser und nicht schlechter, als andere florentinische Verfassungen auch. Savonarola wäre vielleicht der einzige gewesen, der den Untertanenstädten die Freiheit wiedergeben und dennoch den Zusammenhalt des toscanischen Staates irgendwie retten konnte. Daran aber kam ihm der Gedanke nicht.

Er war zu solchen Dingen im Grunde der ungeeignetste Mensch, den man finden konnte. Sein wirkliches Ideal war eine Theokratie, bei welcher sich alles in seliger Demut vor dem Unsichtbaren beugt und alle Konflikte der Leidenschaft von vornherein abgeschnitten sind. Sein ganzer Sinn liegt in jener Inschrift des Signorenpalastes, deren Inhalt schon Ende 1495 sein Wahlspruch war¹.

¹ Ein merkwürdiger Kontrast zu den Sienesen, welche 1483 ihre entzweite Stadt feierlich der Madonna geschenkt hatten. Allegretto bei Murat. XXIII, Col. 815 ff.

und die 1527 von seinen Anhängern erneuert wurde: Christo regi suo domino dominantium liberatori, deo summo opt. max. Mariaeque virgini Reginae dicavit S. P. Q. F. Zum Erdenleben und seinen Bedingungen hatte er so wenig ein Verhältnis, als irgendein echter und strenger Mönch. Der Mensch soll sich nach seiner Ansicht nur mit dem abgeben, was mit dem Seelenheil in unmittelbarer Verbindung steht.

Wie deutlich verrät sich dies bei seinen Ansichten über die antike Literatur. „Das einzige Gute, predigt er, was Plato und Aristoteles geleistet haben, ist, daß sie viele Argumente vorbrachten, welche man gegen die Ketzer gebrauchen kann. Sie und andere Philosophen sitzen doch in der Hölle. Ein altes Weib weiß mehr vom Glauben als Plato. Es wäre gut für den Glauben, wenn viele sonst nützlich scheinende Bücher vernichtet würden. Als es noch nicht so viele Bücher und nicht so viele Vernunftgründe (*ragioni naturali*) und Dispute gab, wuchs der Glaube rascher, als er seither gewachsen ist.“ Die klassische Lektüre der Schulen will er auf Homer, Virgil und Cicero beschränkt und den Rest aus Hieronymus und Augustin ergänzt wissen; dagegen sollen nicht nur Catull und Ovid, sondern auch Tibull und Terenz verbannt bleiben. Hier spricht einstweilen wohl nur eine ängstliche Moralität, allein er gibt in einer besondern Schrift die Schädlichkeit der Wissenschaft im allgemeinen zu. Eigentlich sollten, meint er, einige wenige Leute dieselbe erlernen, damit die Tradition der menschlichen Kenntnisse nicht unterginge, besonders aber, damit immer einige Athleten zur Bekämpfung ketzerischer Sophismen vorrätig wären; alle übrigen dürften nicht über Grammatik, gute Sitten und Religionsunterricht (*sacrae literae*) hinaus. So würde natürlich die ganze Bildung wieder an Mönche zurückfallen, und da zugleich die „Wissendsten und Heiligsten“ auch Staaten und Reiche regieren sollten so wären auch dieses wiederum Mönche. Wir wollen nicht einmal fragen, ob der Autor so weit hinaus gedacht hat.

Kindlicher kann man nicht rasonieren. Die einfache Erwägung, daß das wieder entdeckte Altertum und die riesige

Ausweitung des ganzen Gesichtskreises und Denkkreises eine je nach Umständen ruhmvolle Feuerprobe für die Religion sein möchten, kommt dem guten Menschen nicht in den Sinn. Er möchte gern verbieten, was sonst nicht zu beseitigen ist. Überhaupt war er nichts weniger als liberal; gegen gottlose Astrologen z. B. hält er denselben Scheiterhaufen in Bereitschaft, auf welchem er hernach selbst gestorben ist¹.

Wie gewaltig muß die Seele gewesen sein, die bei diesem engen Geiste wohnte! Welch ein Feuer bedurfte es, um den Bildungsenthusiasmus der Florentiner vor dieser Anschauung sich beugen zu lehren.

Was sie ihm noch von Kunst und Weltlichkeit preiszugeben bereit waren, das zeigen jene berühmten Opferbrände, neben welchen gewiß alle talami des Bernardino da Siena und anderer nur wenig besagen wollten.

Es ging dabei allerdings nicht ab ohne einige tyrannische Polizei von seiten Savonarolas. Überhaupt sind seine Eingriffe in die hochgeschätzte Freiheit des italienischen Privatlebens nicht gering, wie er denn z. B. Spionage der Dienerschaft gegen den Hausherrn verlangte, um seine Sittenreform durchführen zu können. Was später in Genf dem eisernen Calvin, bei dauerndem Belagerungszustande von außen, doch nur mühsam gelang, eine Umgestaltung des öffentlichen und Privatlebens, das mußte in Florenz doch nur ein Versuch bleiben und als solcher die Gegner auf das äußerste erbittern. Dahin gehört vor allem die von Savonarola organisierte Schar von Knaben², welche in die Häuser drangen und die für den Scheiterhaufen geeigneten Gegenstände mit Gewalt verlangten; sie wurden hie und da mit Schlägen abgewiesen, da gab man ihnen, um die Fiktion einer heranwachsenden heiligen Bürgerschaft dennoch zu behaupten, Erwachsene als Beschützer mit.

¹ Von den *impii astrologi* sagt er: *non è da disputar (con loro) altrimenti che col fuoco.*

² [Schnitzer, Savonarola, I S. 271 ff. verteidigt die Organisation der Kinder und hält die Anklagen für weit übertrieben. Der Hauptkampf habe sich dabei gegen die in Florenz verbreitete Knabenliebe und gegen die Spielleidenschaft gerichtet.]

Und so konnten schon am letzten Karnevalstage des Jahres 1497 und an demselben Tage des folgenden Jahres die großen Autodafés auf dem Signorenplatz stattfinden. Da ragte eine Stufenpyramide, ähnlich dem rokus, auf welchem römische Imperatorenleichen verbrannt zu werden pflegten. Unten zunächst der Basis waren Larven, falsche Bärte, Maskenkleider u. dgl. gruppiert; drüber folgten die Bücher der lateinischen und italienischen Dichter, unter andern der Morgante des Pulci, der Boccaccio, der Petrarca, zum Teil kostbare Pergamentdrucke und Manuskripte mit Miniaturen; dann Zierden und Toilettengeräte der Frauen, Parfüms, Spiegel, Schleier, Haartouren; weiter oben Lauten, Harfen, Schachbretter, Tricktracks, Spielkarten; endlich enthielten die beiden obersten Absätze lauter Gemälde, besonders von weiblichen Schönheiten, teils unter den klassischen Namen der Lucretia, Kleopatra, Faustina, teils unmittelbare Porträts, wie die der schönen Bencina, Lena Morella, Bina und Maria de' Lenzi. Das erstemal bot ein anwesender venezianischer Kaufmann der Signorie 22 000 Goldtaler für den Inhalt der Pyramide; die einzige Antwort war, daß man ihn ebenfalls porträtieren und das Bild zu den übrigen hinaufstellen ließ. Beim Anzünden trat die Signorie auf den Balkon; Gesang, Trompetenschall und Glockengeläute erfüllte die Lüfte. Nachher zog man auf den Platz vor S. Marco, wo die ganze Partei eine dreifache konzentrische Runde tanzte: zu innerst die Mönche dieses Klosters abwechselnd mit Engelknaben, dann junge Geistliche und Laien, zu äußerst endlich Greise, Bürger und Priester, diese mit Olivenzweigen bekränzt.

Derganze Spott der siegreichen Gegenpartei, die wahrscheinlich einigen Anlaß und überdies das Talent dazu hatte, genügte später doch nicht, um das Andenken Savonarolas herabzusetzen. Je trauriger die Schicksale Italiens sich entwickelten, desto heller verklärte sich im Gedächtnis der Überlebenden die Gestalt des großen Mönches und Propheten. Seine Weissagungen mochten im einzelnen unbewährt geblieben sein — das große allgemeine Unheil, das er verkündet hatte, war nur zu schrecklich in Erfüllung gegangen.

So groß aber die Wirkung der Bußprediger war, und so deutlich Savonarola dem Mönchsstande als solchem das rettende Predigtamt vindizierte¹, so wenig entging dieser Stand doch dem allgemeinen verwerfenden Urteil. Italien gab zu verstehen, daß es sich nur für die Individuen begeistern könne.

Wenn man nun die Stärke des alten Glaubens, abgesehen von Priesterwesen und Mönchtum, verifizieren soll, so kann dieselbe bald sehr gering, bald sehr bedeutend erscheinen, je nachdem man sie von einer bestimmten Seite, in einem bestimmten Lichte anschaut. Von der Unentbehrlichkeit der Sakramente und Segnungen ist schon die Rede gewesen (vgl. o. S. 96, S. 439); überblicken wir einstweilen die Stellung des Glaubens und des Kultus im täglichen Leben. Hier ist die Masse und ihre Gewöhnung und die Rücksicht der Mächtigen auf beides von bestimmendem Gewicht.

Alles, was zur Buße und zur Erwerbung der Seligkeit mittels guter Werke gehört, war bei den Bauern und bei den untern Klassen überhaupt wohl in derselben Ausbildung und Ausartung vorhanden wie im Norden, und auch die Gebildeten wurden davon stellenweise ergriffen und bestimmt. Diejenigen Seiten des populären Katholizismus, wo er sich dem antiken, heidnischen Anrufen, Beschenken und Versöhnen der Götter anschließt, haben sich im Bewußtsein des Volkes auf das hartnäckigste festgesetzt. Die schon bei einem andern Anlaß zitierte achte Ekloge des Battista Mantovano² enthält unter andern das Gebet eines Bauern an die Madonna, worin diese als spezielle Schutzgöttin für alle einzelnen Interessen des Landlebens angerufen wird. Welche Begriffe machte sich das Volk von dem Werte bestimmter Madonnen als Nothelferinnen, was dachte sich jene Florentinerin³, die ein Fäßchen von Wachs als *ex voto* nach der Annunziata stiftete, weil

¹ S. die Stelle aus der 14. Predigt über Ezechiel, bei Perrens I S. 30, Anm.

² Mit dem Titel: *De rusticorum religione*.

³ Franco Sacchetti, Nov. 109, wo noch anderes der Art.

ihr Geliebter, ein Mönch, allmählich ein Fäßchen Wein bei ihr austrank, ohne daß der abwesende Gemahl es bemerkte. Ebenso regierte damals ein Patronat einzelner Heiligen für bestimmte Lebenssphären, gerade wie jetzt noch. Es ist schon öfter versucht worden, eine Anzahl von allgemeinen ritualen Gebräuchen der katholischen Kirche auf heidnische Zeremonien zurückzuführen, und daß außerdem eine Menge örtlicher und volkstümlicher Bräuche, die sich an Kirchenfeste geknüpft haben, unbewußte Reste der verschiedenen alten Heidentümer Europas sind, gibt jedermann zu. In Italien aber kam auf dem Lande noch dies und jenes vor, worin sich ein bewußter Rest heidnischen Glaubens gar nicht verkennen ließ. So das Hinstellen von Speise für die Toten, vier Tage vor Petri Stuhlfeier, also noch am Tage der alten Feralien, 18. Februar¹. Manches andere dieser Art mag damals noch in Übung gewesen und erst seither ausgerottet worden sein. Vielleicht ist es nur scheinbar paradox zu sagen, daß der populäre Glaube in Italien ganz besonders fest gegründet war, soweit er Heidentum war. Wie weit nun die Herrschaft dieser Art von Glauben sich auch in die obern Stände erstreckte, ließe sich wohl bis zu einem gewissen Punkte näher nachweisen. Derselbe hatte, wie bereits bei Anlaß des Verhältnisses zum Klerus

¹ Bapt. Mantuan. de sacris diebus, L. II, ruft aus:

Ista superstitio, ducens a Manibus ortum
Tartareis, sancta de religione facessat
Christigenum! vivis epulas date, sacra sepultis.

Ein Jahrhundert vorher, als das Exekutionsheer Johanns XXII. gegen die Ghibellinen in der Mark zog, geschah es unter ausdrücklicher Anklage auf *eresia* und *idolatria*: Recanati, das sich freiwillig ergeben, wurde doch verbrannt, unter dem Vorwande, „weil daselbst Idole angebetet worden waren“, in Wahrheit aber aus Rache für manche von der Stadt Getöteten, Giov. Villani IX, 139. 141. — Unter Pius II. kommt ein hartnäckiger Sonnenanbeter, Urbinat von Geburt, zum Vorschein. Aen. Sylvii opera S. 289, Hist. rer. ubique gestar., c. 12. — Das Erstaunlichste geschah unter Leo X. [richtiger in der Zwischenzeit zwischen Leos und Hadrians Pontifikat, Juni 1522 (Gregorovius VIII, 388)], auf dem Forum in Rom: wegen einer Pest wurde ein Stier feierlich auf heidnische Weise geopfert; Paul. Jovius. Hist. XXI, 8

bemerkt wurde, die Macht der Gewöhnung und der frühen Eindrücke für sich; auch die Liebe zum kirchlichen Festpomp wirkte mit, und hie und da kam eine jener großen Bußepidemien hinzu, welchen auch Spötter und Leugner schwer widerstehen konnten.

Es ist aber bedenklich, in diesen Fragen rasch auf durchgehende Resultate hinzusteuern. Man sollte z. B. meinen, daß das Verhalten der Gebildeten zu den Reliquien von Heiligen einen Schlüssel gewähren müsse, der uns wenigstens einige Fächer ihres religiösen Bewußtseins öffnen könnte. In der Tat lassen sich Gradunterschiede nachweisen, doch lange nicht so deutlich, wie es zu wünschen wäre. Zunächst scheint die Regierung von Venedig im 15. Jahrhundert durchaus diejenige Andacht zu den Überresten heiliger Leiber geteilt zu haben, welche damals durch das ganze Abendland herrschte (vgl. o. S. 70). Auch Fremde, welche in Venedig lebten, taten wohl, sich dieser Befangenheit zu fügen¹. Wenn wir das gelehrte Padua nach seinem Topographen Michele Savonarola (vgl. o. S. 138) beurteilen dürften, so wäre es hier nicht anders gewesen als in Venedig. Mit einem Hochgefühl, in welches sich frommes Grausen mischt, erzählt uns Michele, wie man bei großen Gefahren des Nachts durch die ganze Stadt die Heiligen seufzen höre, wie der Leiche einer heiligen Nonne zu S. Chiara beständig Nägel und Haare wachsen, wie sie bei bevorstehendem Unheil Lärm macht, die Arme erhebt, u. dgl.² Bei der Beschreibung der Antoniuskapelle im Santo verliert sich der Autor völlig ins Stammeln und Phantasieren.

In Mailand zeigte wenigstens das Volk einen großen Reliquienfanatismus, und als einst (1517) die Mönche in S. Simpliciano beim Umbau des Hochaltars sechs heilige Leichen unvorsichtig aufdeckten und mächtige Regen-

¹ So Sabellico, *de situ venetae urbis*. Er nennt zwar die Namen der Kirchenheiligen nach Art mehrerer Philologen ohne *sanctus* oder *divus*, führt aber eine Menge Reliquien an und tut sehr zärtlich damit, rühmt sich auch bei mehreren Stücken, sie geküßt zu haben.

² *De laudibus Patavii* bei Murat. XXIV, Col. 1149—1151.

stürme über das Land kamen, suchten die Leute¹ die Ursache der letztern in jenem Sakrilegium und prügelten die betreffenden Mönche auf öffentlicher Straße durch, wo sie sie antrafen.

In andern Gegenden Italiens aber, selbst bei den Päpsten, sieht es mit diesen Dingen schon viel zweifelhafter aus, ohne daß man doch einen bündigen Schluß ziehen könnte. Es ist bekannt, unter welchem allgemeinen Aufsehen Pius II. das aus Griechenland zunächst nach S. Maura geflüchtete Haupt des Apostels Andreas erwarb und (1462) feierlich in St. Peter niederlegte; allein aus seiner eigenen Relation geht hervor, daß er dies tat aus einer Art von Scham, als schon viele Fürsten sich um die Reliquie bewarben. Jetzt erst fiel es ihm ein, Rom zu einem allgemeinen Zufluchtsort der aus ihren Kirchen vertriebenen Reste der Heiligen zu machen². Unter Sixtus IV. war die Stadtbevölkerung in diesen Dingen eifriger als der Papst, so daß der Magistrat sich (1483) bitter beklagte, als Sixtus dem sterbenden Ludwig XI. einiges von den lateranensischen Reliquien verabfolgte³. In Bologna erhob sich um diese Zeit eine mutige Stimme, welche verlangte, man solle dem König von Spanien den Schädel des hl. Dominikus verkaufen und aus dem Erlös etwas zum öffentlichen Nutzen Dienendes stiften⁴.

Die wenigste Reliquienandacht zeigen die Florentiner. Zwischen ihrem Beschluß, den Stadtheiligen S. Zanobi durch einen neuen Sarkophag zu ehren, und der definitiven Bestellung bei Ghiberti vergehen 19 Jahre (1409—1428).

¹ Prato, Arch. stor. III S. 408 ff. — Er gehört sonst nicht zu den Aufklärern, aber gegen diesen Kausalnexus protestiert er denn doch.

² Pii II. Comment. L. VIII S. 352 ff. Verebatur Pontifex, ne in honore tanti apostoli diminute agere videretur etc.

³ Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 187. Ludwig konnte das Geschenk noch anbeten, starb aber dennoch. — Die Katakomben waren damals in Vergessenheit geraten, doch sagt auch M. Savonarola (Murat. XXIV, Col. 1150) von Rom: velut ager Aceldama Sanctorum habita est.

⁴ Bursellis, Annal. Bonon. bei Murat. XXIII, Col. 905. Es war einer der sechzehn Patrizier, Bartol. della Volta, starb 1485 oder 1486.

und auch dann erfolgt der Auftrag nur zufällig, weil der Meister eine kleinere ähnliche Arbeit schön vollendet hatte¹. Vielleicht war man der Reliquien etwas überdrüssig, seitdem man (1352) durch eine verschlagene Äbtissin im Neapolitanischen mit einem falschen, aus Holz und Gips nachgemachten Arm der Schutzpatronin des Domes, S. Restituta, war betrogen worden². Oder dürfen wir etwa annehmen, daß der ästhetische Sinn es war, welcher sich hier vorzüglich entschieden von den zerstückelten Leichnamen, den halbvermoderten Gewändern und Geräten abwandte? oder gar der moderne Ruhmessinn, welcher lieber die Leichen eines Dante und Petrarca in den herrlichsten Gräbern beherbergt hätte als alle zwölf Apostel miteinander? Vielleicht war aber in Italien überhaupt, abgesehen von Venedig und dem ganz exzeptionellen Rom, der Reliquiendienst schon seit langer Zeit mehr zurückgetreten³ vor dem Madonnendienst als irgendwo sonst in Europa, und darin läge dann zugleich, wenn auch verhüllt, ein frühes Überwiegen des Formensinnes.

Man wird fragen, ob denn im Norden, wo die riesenhaftesten Kathedralen fast alle Unserer Frauen gewidmet sind, wo ein ganzer reicher Zweig der Poesie im Lateinischen wie in den Landessprachen die Mutter Gottes verherrlichte, eine größere Verehrung derselben auch nur möglich gewesen wäre? Allein diesem gegenüber macht sich in Italien eine ungemein viel größere Anzahl von wunder-

¹ Vasari III, 111 f. Vita di Ghiberti. [Die obige Auffassung von der Lässigkeit der Florentiner ist in dem angegebenen Fall unrichtig, wie Sauer bei der Lit. Rundschau 1911 Nr. 9 ausgeführt hat.]

² Matteo Villani III, 15 und 16.

³ Man müßte überdies unterscheiden zwischen dem in Italien blühenden Kultus der Leichen historisch noch genau bekannter Heiligen aus den letzten Jahrhunderten und zwischen dem im Norden vorherrschenden Zusammensuchen von Körper- und Gewandfragmenten usw. aus der heiligen Urzeit. Letzterer Art und vorzüglich für Pilger wichtig war dann auch der große Vorrat der lateranensischen Reliquien. Allein über den Sarkophagen des hl. Dominikus und des hl. Antonius von Padua und über dem mysteriösen Grabe des hl. Franz schimmert außer der Heiligkeit auch schon der historische Ruhm.

tätigen Marienbildern geltend, mit einer unaufhörlichen Intervention in das tägliche Leben. Jede beträchtliche Stadt besitzt ihrer eine ganze Reihe, von den uralten oder für uralte geltenden „Malereien des St. Lukas“ bis zu den Arbeiten von Zeitgenossen, welche die Mirakel ihrer Bilder nicht selten noch erleben konnten. Das Kunstwerk ist hier gar nicht so harmlos, wie Battista Mantovano¹ glaubt; es gewinnt je nach Umständen plötzlich eine magische Gewalt. Das populäre Wunderbedürfnis, zumal der Frauen, mag dabei vollständig gestillt worden sein und schon deshalb der Reliquien wenig mehr geachtet haben. Inwiefern dann noch der Spott der Novellisten gegen falsche Reliquien auch den für echt geltenden Eintrag tat², mag auf sich beruhen.

Das Verhältnis der Gebildeten zum Mariendienst zeichnet sich dann schon etwas klarer als das zum Reliquiendienst. Es darf zunächst auffallen, daß in der Literatur Dante mit seinem Paradies eigentlich der letzte bedeutende Mariendichter der Italiener geblieben ist, während im Volk die Madonnenlieder bis auf den heutigen Tag neu hervorgebracht werden. Man wird vielleicht Sannazaro, Sabellico³

¹ Die merkwürdige Aussage aus seinem späten Werke *de sacris diebus* (L. I.) bezieht sich freilich auf weltliche und geistliche Kunst zugleich. Bei den Hebräern, meint er, sei mit Recht alles Bildwerk verdammt gewesen, weil sie sonst in den rings herrschenden Götzen- oder Teufelsdienst wieder zurückverfallen wären:

Nunc autem, postquam penitus natura Satanum
Cognita, et antiqua sine majestate relictæ est,
Nulla ferunt nobis statuæ discrimina, nullos
Fert pictura dolos; jam sunt innoxia signa;
Sunt modo virtutum testes monumentaque laudum
Marmora, et æternæ decora immortalia famæ . . .

² So klagt Battista Mantovano (*de sacris diebus*, L. V.) über gewisse „nebulones“, welche an die Echtheit des heiligen Blutes zu Mantua nicht glauben wollten. Auch diejenige Kritik, welche bereits die Schenkung Konstantins bestritt, war sicher den Reliquien ungünstig, wenn auch im stillen.

³ Vielleicht auch Pius II., dessen Elegie auf die hl. Jungfrau in den *Opera* S. 964 abgedruckt ist, und der sich von Jugend auf unter dem besondern Schutz der Maria glaubte. Jac. Card. Papiens., *de morte Pii*, *Opera* S. 656

und andere lateinische Dichter namhaft machen wollen, allein ihre wesentlich literarischen Zwecke benehmen ihnen ein gutes Teil der Beweiskraft. Diejenigen italienisch abgefaßten Gedichte des 15. Jahrhunderts¹ und des beginnenden 16., aus welchen eine unmittelbare Religiosität zu uns spricht, könnten meist auch von Protestanten geschrieben sein; so die betreffenden Hymnen usw. des Lorenzo magnifico, die Sonette der Vittoria Colonna, des Michelangelo usw. Abgesehen von dem lyrischen Ausdruck des Theismus redet meist das Gefühl der Sünde, das Bewußtsein der Erlösung durch den Tod Christi, die Sehnsucht nach der höhern Welt, wobei die Fürbitte der Mutter Gottes nur ganz ausnahmsweise erwähnt² wird. Es ist dasselbe Phänomen, welches sich in der klassischen Bildung der Franzosen, in der Literatur Ludwigs XIV. wiederholt. Erst die Gegenreformation brachte in Italien den Mariendienst wieder in die Kunstdichtung zurück. Freilich hatte inzwischen die bildende Kunst das Höchste getan zur Verherrlichung der Madonna. Der Heiligendienst endlich nahm bei den Gebildeten nicht selten (vgl. o. S. 54 ff., 242 f.) eine wesentlich heidnische Farbe an. Wir könnten nun noch verschiedene Seiten des damaligen italienischen Katholizismus auf diese Weise prüfend durchgehen und das vermutliche Verhältnis der Gebildeten zum Volksglauben bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ermitteln, ohne doch je zu einem durchgreifenden Resultat zu gelangen. Es gibt schwer zu deutende Kontraste. Während z. B. an und für Kirchen rastlos gebaut, gemeißelt und gemalt wird, vernehmen wir aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts die bitterste Klage über Erschlaffung im Kultus und Vernachlässigung derselben Kirchen: *Templa ruunt passim sordent altaria, cultus pau-*

¹ Also aus der Zeit, da Sixtus IV. sich für die unbefleckte Empfängnis ereiferte. Extravag. commun. L. III Tit. XII. Er stiftete auch das Fest der Darstellung Mariä im Tempel, das der hl. Anna und des hl. Joseph. Vgl. Trithemius, Ann. Hirsaug. II S. 519.

² Höchst belehrend sind hiefür die wenigen und kühlen Madonnensonette der Vittoria. (Ausgabe von P. Visconti. Rom 1840. N. 85 u. ff.)

latim divinus abit¹! . . . Es ist bekannt, wie Luther in Rom durch das weihelose Benehmen der Priester bei der Messe geärgert wurde. Und daneben waren die kirchlichen Feste mit einer Pracht und einem Geschmack ausgestattet, wovon der Norden keinen Begriff hatte. Man wird annehmen müssen, daß das Phantasievolk im vorzugsweisen Sinne das Alltägliche gern vernachlässigte, um dann von dem Außergewöhnlichen sich hinreißen zu lassen.

Durch die Phantasie erklären sich auch jene Bußepidemien, von welchen hier noch die Rede sein muß. Sie sind wohl zu unterscheiden von den Wirkungen jener großen Bußprediger; was sie hervorruft, sind große allgemeine Kalamitäten oder die Furcht vor solchen.

Im Mittelalter kam von Zeit zu Zeit über ganz Europa irgendein Sturm dieser Art, wobei die Massen sogar in strömende Bewegung gerieten, wie z. B. bei den Kreuzzügen und Geißelfahrten. Italien beteiligte sich bei beiden; die ersten ganz gewaltigen Geißlerscharen traten hier auf, gleich nach dem Sturze Ezzelinos und seines Hauses, und zwar in der Gegend desselben Perugia², das wir bereits (o. S. 444 A. 2) als eine Hauptstation der spätern Bußprediger kennenlernten. Dann folgten die Flagellanten³, von 1310 und 1334, und dann die große Bußfahrt ohne Geißlung, von welcher Corio⁴ zum Jahre 1399 erzählt. Es ist nicht undenkbar, daß die Jubiläen zum Teil eingerichtet wurden, um diesen unheimlichen Wandertrieb religiös aufgeregter Massen möglichst zu regulieren und unschädlich zu machen; auch zogen die inzwischen neu berühmt gewordenen Wallfahrtsorte Italiens, wie z. B. Loreto, einen Teil jener Aufregung an sich⁵.

¹ Bapt. Mantuan., de sacris diebus, L. V, und besonders die Rede des jüngern Pico, welche für das lateranensische Konzil bestimmt war, bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi vol. VIII S. 115.

² Monach. Paduani chron. L. III, Anfang, Muratori XIV. Es heißt von dieser Buße: *invasit primitus Perusinos, Romanos postmodum, deinde fere Italie populos universos.*

³ Giov. Villani VIII, 122. XI, 23.

⁴ Corio S. 281.

⁵ Entferntere Wallfahrten werden schon sehr selten. Diejenigen der Fürsten vom Hause Este nach Jerusalem, S. Yago und Vienne

Aber in schrecklichen Augenblicken erwacht hie und da ganz spät die Glut der mittelalterlichen Buße, und das geängstigte Volk, zumal wenn Prodigien hinzukommen, will mit Geißlungen und lautem Geschrei um Barmherzigkeit den Himmel erweichen. So war es bei der Pest des Jahres 1457 zu Bologna¹, so bei den innern Wirren von 1496 in Siena², um aus zahllosen Beispielen nur zwei zu wählen. Wahrhaft erschütternd aber ist, was 1529 zu Mailand geschah, als die drei furchtbaren Geschwister Krieg, Hunger und Pest samt der spanischen Aussaugerei die höchste Verzweiflung über das Land gebracht hatten³. Zufällig war es ein spanischer Mönch, Fra Tommaso Nieto, auf den man jetzt hörte; bei den barfüßigen Prozessionen von alt und jung ließ er das Sakrament auf eine neue Weise mittragen, nämlich befestigt auf einer geschmückten Bahre, welche auf den Schultern von vier Priestern im Linnengewande ruhte — eine Nachahmung der Bundeslade⁴, wie sie einst das Volk Israel um die Mauern von Jericho trug. So erinnerte das gequälte Volk von Mailand den alten Gott an seinen alten Bund mit den Menschen, und als die Prozession wieder in den Dom einzog, und es schien, als müsse von dem Jammerruf *misericordia!* der Riesenbau einstürzen, da mochte wohl mancher glauben, der Himmel müßte in die Gesetze der Natur und der Geschichte eingreifen durch ein rettendes Wunder.

Es gab aber eine Regierung in Italien, welche sich in solchen Zeiten sogar an die Spitze der allgemeinen Stimmung stellte und die vorhandene Bußfertigkeit polizeilich ord-

sind aufgezählt im *Diario Ferrarese* bei Murat. XXIV, Col. 182. 187. 190. 279. Die des Rinaldo Albizzi ins Heilige Land bei Machiavelli, *Stor. fior.*, L. V. Auch hier ist bisweilen die Ruhmlust das Bestimmende; von Lionardo Frescobaldi, der mit einem Gefährten (gegen 1400) nach dem Heiligen Grabe pilgern wollte, sagt der Chronist Giov. Cavalcanti (*Ist. Fiorentine*, ed. Polidori, 1838, II S. 478): *Stimarono di eternarsi nella mente degli uomini futuri.*

¹ Bursellis, *Annal. Bon.* bei Murat. XXIII, Col. 890.

² Allegretto bei Murat. XXIII, Col. 855 ff.

³ Burigozzo, *Arch. stor.* III, 486.

⁴ Man nannte es auch *l'arca del testimonio* und war sich bewußt, die Sache sei *conzado* (ingerichtet) *con gran misterio*.

nete: die des Herzogs Ercole I. von Ferrara¹. Als Savonarola in Florenz mächtig war und Weissagungen und Buße in weiten Kreisen, auch über den Apennin hinaus, das Volk zu ergreifen begannen, kam auch über Ferrara großes freiwilliges Fasten (Anfang 1496); ein Lazarist verkündete nämlich von der Kanzel den baldigen Eintritt der schrecklichsten Kriegs- und Hungersnot, welche die Welt gesehen; wer jetzt faste, könne diesem Unheil entgehen, so habe es die Madonna frommen Leuten verkündigt.

Darauf konnte auch der Hof nicht umhin, zu fasten, aber er ergriff nun selber die Leitung der Devotion.

Am 3. April (Ostertag) erschien ein Sitten- und Andachtsedikt gegen Lästerung Gottes und der hl. Jungfrau, verbotene Spiele, Sodomie, Konkubinat, Häuservermieten an Huren und deren Wirte, Öffnen der Buden an Festtagen mit Ausnahme der Bäcker und Gemüsehändler usw.; die Juden und Marannen, deren viele aus Spanien hergeflüchtet waren, sollten wieder ihr gelbes O auf der Brust genäht tragen. Die Zuwiderhandelnden wurden bedroht nicht nur mit den im bisherigen Gesetz verzeichneten Strafen, sondern auch „mit den noch größern, welche der Herzog zu verhängen für gut finden wird“. Darauf ging der Herzog samt dem Hofe mehrere Tage nacheinander zur Predigt: am 10. April mußten sogar alle Juden von Ferrara dabei sein. Allein am 3. Mai ließ der Polizeidirektor — der schon oben (S. 49) erwähnte Gregorio Zampante — ausrufen: wer den Schergen Geld gegeben habe, um nicht als Lästler angezeigt zu werden, möge sich melden, um es samt weiterer Vergütung zurückzuerhalten; diese schändlichen Menschen nämlich hatten von Unschuldigen bis auf zwei, drei Dukaten erpreßt durch die Androhung der Denunziation, und einander dann gegenseitig verraten, worauf sie selbst in den Kerker kamen. Da man aber eben nur bezahlt hatte, um nicht mit dem Zampante zu tun zu haben, so möchte auf sein Ausschreiben kaum jemand erschienen sein.

¹ Diario Ferrarese bei Murat. XXIV, Col. 317. 322. 323. 326. 386. 401.

Im Jahre 1500, nach dem Sturze des Lodovico Moro, als ähnliche Stimmungen wiederkehrten, verordnete Ercole von sich aus¹ eine Folge von neun Prezessionen, wobei auch die weißgekleideten Kinder mit der Jesusfahne nicht fehlen durften; er selber ritt mit im Zuge, weil er schlecht zu Fuße war. Dann folgte ein Edikt ganz ähnlichen Inhalts wie das von 1496. Die zahlreichen Kirchen- und Klosterbauten dieser Regierung sind bekannt; aber selbst eine leibhaftige Heilige, die Suor Colomba², ließ sich Ercole kommen, ganz kurz bevor er seinen Sohn Alfonso mit der Lucrezia Borgia vermählen mußte (1502). Ein Kabinettskurier³ holte die Heilige von Viterbo mit 15 andern Nonnen ab, und der Herzog selber führte sie bei der Ankunft in Ferrara in ein bereitgehaltenes Kloster ein. Tun wir ihm unrecht, wenn wir in all diesen Dingen die stärkste politische Absichtlichkeit voraussetzen? Zu der Herrscheridee des Hauses Este, wie sie oben (o. S. 45 ff.) nachgewiesen wurde, gehört eine solche Mitbenützung und Dienstbarmachung des Religiösen beinahe schon nach den Gesetzen der Logik.

DRITTES KAPITEL

DIE RELIGION UND DER GEIST DER RENAISSANCE

Um aber zu den entscheidenden Schlüssen über die Religiosität der Menschen der Renaissance zu gelangen, müssen wir einen andern Weg einschlagen. Aus der geistigen Haltung derselben überhaupt muß ihr Verhältnis sowohl zu der bestehenden Landesreligion als zur Idee des Göttlichen klar werden.

¹ Per buono rispetto a lui noto e perchè sempre è buono a star bene con Iddio, sagt der Annalist.

² [Zusatz Geigers: Die Suor Colomba kann es nicht gewesen sein, da sie schon am 20. Mai 1501 gestorben war. Es handelt sich wohl um Lucia da Narni.]

³ Die Quelle nennt ihn einen Messo de' cancellieri del Duca. Die Sache sollte recht augenscheinlich vom Hofe und nicht von Ordensobern oder sonstigen geistlichen Behörden ausgehen.

Diese modernen Menschen, die Träger der Bildung des damaligen Italiens sind religiös geboren wie die Abendländer des Mittelalters, aber ihr mächtiger Individualismus macht sie darin wie in andern Dingen völlig *subjektiv*, und die Fülle von Reiz, welche die Entdeckung der äußern und der geistigen Welt auf sie ausübt, macht sie überhaupt vorwiegend *weltlich*. Im übrigen Europa dagegen bleibt die Religion noch länger ein objektiv Gegebenes, und im Leben wechselt Selbstsucht und Sinnengenuss unmittelbar mit Andacht und Buße; letztere hat noch keine geistige Konkurrenz wie in Italien, oder doch eine unendlich geringere.

Ferner hatte von jeher der häufige und nahe Kontakt mit Byzantinern und mit Mohammedanern eine neutrale *Toleranz* aufrechterhalten, vor welcher der ethnographische Begriff einer bevorrechteten abendländischen Christenheit einigermaßen zurücktrat. Und als vollends das klassische Altertum mit seinen Menschen und Einrichtungen ein Ideal des Lebens wurde, weil es die größte Erinnerung Italiens war, da überwältigte die antike Spekulation und *Skepsis* bisweilen den Geist der Italiener vollständig.

Da ferner die Italiener die ersten neuern Europäer waren, welche sich schrankenlos dem Nachdenken über Freiheit und Notwendigkeit hingaben, da sie dies taten unter gewaltsamen, rechtlosen politischen Verhältnissen, die oft einem glänzenden und dauernden Siege des Bösen ähnlich sahen, so wurde ihr Gottesbewußtsein schwankend, ihre Weltanschauung teilweise *fatalistisch*. Und wenn ihre Leidenschaftlichkeit bei dem Ungewissen nicht wollte stehenbleiben, so nahmen manche vorlieb mit einer Ergänzung aus dem antiken orientalischen und mittelalterlichen *Aberglauben*; sie wurden Astrologen und Magier.

Endlich aber zeigen die geistig Mächtigen, die Träger der Renaissance, in religiöser Beziehung eine häufige Eigenschaft jugendlicher Naturen: sie unterscheiden recht scharf zwischen gut und böse, aber sie kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen sie sich vermöge ihrer plastischen Kraft wiederherzustellen und kennen deshalb keine Reue; da verblaßt denn auch das Bedürfnis der

Erlösung, während zugleich vor dem Ehrgeiz und der Geistesanstrengung des Tages der Gedanke an das Jenseits entweder völlig verschwindet oder eine poetische Gestalt annimmt statt der dogmatischen.

Denkt man sich dieses alles vermittelt und teilweise verwirrt durch die allherrschende *Phantasie*, so ergibt sich ein Geistesbild jener Zeit, das wenigstens der Wahrheit näherkommt als bloße unbestimmte Klagen über modernes Heidentum. Und bei näherm Forschen wird man erst noch inne werden, daß unter der Hülle dieses Zustandes ein starker Trieb echter Religiosität lebendig blieb.

Die nähere Ausführung des Gesagten muß sich hier auf die wesentlichsten Belege beschränken.

Daß die Religion überhaupt wieder mehr Sache des einzelnen Subjektes und seiner besondern Auffassung wurde, war gegenüber der ausgearteten, tyrannisch behaupteten Kirchenlehre unvermeidlich und ein Beweis, daß der europäische Geist noch am Leben sei. Freilich offenbart sich dies auf sehr verschiedene Weise; während die mystischen und aszetischen Sekten des Nordens für die neue Gefühlswelt und Denkart sogleich auch eine neue Disziplin schufen, ging in Italien jeder seinen eigenen Weg, und Tausende verloren sich auf dem hohen Meer des Lebens in religiöse Indifferenz. Um so höher muß man es denjenigen anrechnen, welche zu einer individuellen Religion durchdrangen und daran festhielten. Denn daß sie an der alten Kirche, wie sie war und sich aufdrang, keinen Teil mehr hatten, war nicht ihre Schuld; daß aber der Einzelne die ganze große Geistesarbeit, welche dann den deutschen Reformatoren zufiel, in sich hätte durchmachen sollen, wäre ein unbilliges Verlangen gewesen. Wo es mit dieser individuellen Religion der Bessern in der Regel hinauswollte, werden wir am Schlusse zu zeigen suchen.

Die Weltlichkeit, durch welche die Renaissance einen ausgesprochenen Gegensatz zum Mittelalter zu bilden scheint, entsteht zunächst durch das massenhafte Überströmen der neuen Anschauungen, Gedanken und Absichten in bezug auf Natur und Menschheit. An sich betrachtet, ist sie der

Religion nicht feindlicher als das, was jetzt ihre Stelle vertritt, nämlich die sogenannten Bildungsinteressen, nur daß diese, so wie wir sie betreiben, uns bloß ein schwaches Abbild geben von der allseitigen Aufregung, in welche damals das viele und große Neue die Menschen versetzte. So war diese Weltlichkeit eine ernste, überdies durch Poesie und Kunst geadelte. Es ist eine erhabene Notwendigkeit des modernen Geistes, daß er dieselbe gar nicht mehr abschütteln kann, daß er zur Erforschung der Menschen und der Dinge unwiderstehlich getrieben wird und dies für seine Bestimmung hält¹. Wie bald und auf welchen Wegen ihn dies Forschen zu Gott zurückführen, wie es sich mit der sonstigen Religiosität des Einzelnen in Verbindung setzen wird, das sind Fragen, welche sich nicht nach allgemeinen Vorschriften erledigen lassen. Das Mittelalter, welches sich im ganzen die Empirie und das freie Forschen erspart hatte, kann in dieser großen Angelegenheit mit irgendeinem dogmatischen Entscheid nicht aufkommen.

Mit dem Studium des Menschen, aber auch noch mit vielen andern Dingen, hing dann die Toleranz und die Indifferenz zusammen, womit man zunächst dem Mohammedanismus begegnete. Die Kenntnis und Bewunderung der bedeutenden Kulturhöhe der islamitischen Völker, zumal vor der mongolischen Überschwemmung, war gewiß den Italienern seit den Kreuzzügen eigen; dazu kam die halbmoхаммедanische Regierungsweise ihrer eigenen Fürsten, die stille Abneigung, ja Verachtung gegen die Kirche, wie sie war, die Fortdauer der orientalischen Reisen und des Handels nach den östlichen und südlichen Häfen des Mittelmeeres². Erweislich schon im 13. Jahrhundert offenbart sich bei den Italienern die Anerkennung eines mohammedanischen Ideals von Edelmut, Würde und Stolz, das am liebsten mit der Person eines Sultans verknüpft wird. Man hat dabei insgeheim an ejubidische oder mameluckische Sultane von Ägypten zu denken; wenn ein Name genannt

¹ Vgl. das Zitat aus Picos Rede von der Würde des Menschen, oben S. 330.

² Abgesehen davon, daß man bei den Arabern selbst bisweilen auf eine ähnliche Toleranz oder Indifferenz stoßen konnte.

wird, so ist es höchstens Saladin¹. Selbst die osmanischen Türken, deren zerstörende, aufbrauchende Manier wahrlich kein Geheimnis war, flößen dann den Italienern, wie oben (vgl. o. S. 86 f.) gezeigt wurde, doch nur einen halben Schrecken ein, und ganze Bevölkerungen gewöhnen sich an den Gedanken einer möglichen Abfindung mit ihnen.

Der wahrste und bezeichnendste Ausdruck der religiösen Indifferenz ist die berühmte Geschichte von den drei Ringen, welche unter andern Lessing seinem Nathan in den Mund legte, nachdem sie schon vor vielen Jahrhunderten zaghafter in den „hundert alten Novellen“ (Nov. 72 od. 73) und etwas rückhaltsloser bei Boccaccio² vorgebracht worden war. In welchem Winkel des Mittelmeeres und in welcher Sprache sie zuerst einer dem andern erzählt haben mag, wird man nie herausbringen, wahrscheinlich lautete sie ursprünglich noch deutlicher als in den beiden italienischen Redaktionen. Der geheime Vorbehalt, der ihr zugrunde liegt, nämlich der Deismus, wird unten in seiner weiteren Bedeutung an den Tag treten. In roher Mißgestalt und Verzerrung gibt der bekannte Spruch von den „Dreien, die die Welt betrogen“, nämlich Moses, Christus und Mohammed, dieselbe Idee wieder. Wenn Kaiser Friedrich II., von dem diese Rede stammen soll, ähnlich gedacht hat, so wird er sich wohl geistreicher ausgedrückt haben.

Ähnliche Reden kommen auch im damaligen Islam vor. Auf der Höhe der Renaissance, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, tritt uns dann eine ähnliche Denkweise entgegen bei Luigi Pulci, im *Morgante maggiore*. Die Phantasiewelt, in welcher sich seine Geschichten bewegen, teilt sich, wie bei allen romantischen Heldengedichten, in ein christliches und ein mohammedanisches Heerlager. Gemäß dem Sinne des Mittelalters war nun der Sieg und die Versöhnung zwischen den Streitern gerne begleitet von der Taufe

¹ So bei Boccaccio im *Decameron*. Sultane ohne Namen bei Masuccio. Nov. 46. 48. 49. — [Auch im *Comento di Dante* I, 293 preist Boccaccio den Saladin. Und Fazio degli Uberti, *Il Dittamondo* II, 25 sagt: *el buono Saladin*.]

² *Decamerone* I, Nov. 3. Er zuerst nennt die christliche Religion mit, während die hundert Novellen antiche eine Lücke lassen.

des unterliegenden mohammedanischen Teiles, und die Improvisatoren, welche dem Pulci in der Behandlung solcher Stoffe vorangegangen waren, müssen von diesem Motiv reichlichen Gebrauch gemacht haben. Nun ist es Pulcis' eigentliches Geschäft, diese seine Vorgänger, besonders wohl die schlechten darunter, zu parodieren, und dies geschieht schon durch die Anrufungen an Gott, Christus und die Madonna, womit seine einzelnen Gesänge anheben. Noch viel deutlicher aber macht er ihnen die raschen Bekehrungen und Taufen nach, deren Sinnlosigkeit dem Leser oder Hörer ja recht in die Augen springen soll. Allein dieser Spott führt ihn weiter bis zum Bekenntnis seines Glaubens an die relative Güte aller Religionen¹, dem trotz seiner Beteuerungen der Orthodoxie² eine wesentlich theistische Anschauung zugrunde liegt. Außerdem tut er noch einen großen Schritt über das Mittelalter hinaus nach einer andern Seite hin. Die Alternativen der vergangenen Jahrhunderte hatten gelaute: Rechtgläubiger oder Ketzer, Christ oder Heide und Mohammedaner; nun zeichnet Pulci die Gestalt des Riesen Margutte³, der sich gegenüber aller und jeglicher Religion zum sinnlichsten Egoismus und zu allen Lastern fröhlich bekennt und sich nur das eine vorbehält: daß er nie einen Verrat begangen habe. Vielleicht hat der Dichter mit diesem auf seine Manier ehrlichen Scheusal nichts Geringes vor, möglicherweise eine Erziehung zum Bessern durch Morgante, allein die Figur verleidete ihm bald, und er gönnte ihr bereits im nächsten Gesang ein komisches Ende⁴. Margutte ist schon als Beweis von Pulcis' Frivolität geltend gemacht worden; er gehört aber notwendig mit zu dem Weltbilde der Dichtung des 15. Jahrhunderts. Irgendwo mußte sie in grotes-

¹ Freilich im Munde des Dämons Astarotte, Ges. XXV Str. 321 u. ff. Vgl. Str. 141 u. ff.

² Ges. XXVIII Str. 38 u. ff.

³ Ges. XVIII Str. 112 bis zu Ende.

⁴ Pulci nimmt ein analoges Thema, obwohl nur flüchtig, wieder auf in der Gestalt des Fürsten Chiaristante (Ges. XXI Str. 101, 121 ff. 142, 163 ff.), welcher nichts glaubt und sich und seine Gemahlin göttlich verehren läßt. Man ist versucht, dabei an Sigismondo Malatesta (o. S. 32, 209, 428) zu denken.

ker Größe den für alles damalige Dogmatisieren unempfindlich gewordenen, wilden Egoismus zeichnen, dem nur ein Rest von Ehrgefühl geblieben ist. Auch in andern Gedichten wird den Riesen, Dämonen, Heiden und Mohammedanern in den Mund gelegt, was kein christlicher Ritter sagen darf.

Wieder auf eine ganze andere Weise als der Islam wirkte das Altertum ein, und zwar nicht durch seine Religion, denn diese war dem damaligen Katholizismus nur zu homogen, sondern durch seine Philosophie. Die antike Literatur, die man jetzt als etwas Unvergleichliches verehrte, war ganz erfüllt von dem Siege der Philosophie über den Götterglauben; eine ganze Anzahl von Systemen und Fragmente von Systemen stürzen über den italienischen Geist herein, nicht mehr als Kuriositäten oder gar als Häresien, sondern fast als Dogmen, die man nun nicht sowohl zu unterscheiden als miteinander zu versöhnen bestrebt war. Fast in all diesen verschiedenen Meinungen und Philosophemen lebte irgendeine Art von Gottesbewußtsein, aber in ihrer Gesamtheit bildeten sie doch einen starken Gegensatz zu der christlichen Lehre von der göttlichen Weltregierung. Nun gibt es eine wahrhaft zentrale Frage, um deren Lösung sich schon die Theologie des Mittelalters ohne genügenden Erfolg bemüht hatte, und welche jetzt vorzugsweise von der Weisheit des Altertums eine Antwort verlangte: das Verhältnis der Vorsehung zur menschlichen Freiheit und Notwendigkeit. Wenn wir die Geschichte dieser Frage seit dem 14. Jahrhundert auch nur oberflächlich durchgehen wollten, so würde hieraus ein eigenes Buch werden. Wenige Andeutungen müssen hier genügen. Hört man Dante und seine Zeitgenossen, so wäre die antike Philosophie zuerst gerade von derjenigen Seite her auf das italienische Leben gestoßen, wo sie den schroffsten Gegensatz gegen das Christentum bildete; es stehen nämlich in Italien Epikureer auf. Nun besaß man Epikurs Schriften nicht mehr, und schon das spätere Altertum hatte von seiner Lehre einen mehr oder weniger einseitigen Begriff: immerhin aber genügte schon diejenige Ge-

stalt des Epikureismus, welche man aus Lucretius¹ und ganz besonders aus Cicero studieren konnte, um eine völlig entgötterte Welt kennenzulernen. Wie weit man die Doktrin buchstäblich faßte, und ob nicht der Name des rätselhaften griechischen Weisen ein bequemes Schlagwort für die Menge wurde, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich hat die dominikanische Inquisition das Wort auch gegen solche gebraucht, welchen man sonst auf keine andere Weise beikommen konnte. Es waren hauptsächlich früh entwickelte Verächter der Kirche, welche man doch schwer wegen bestimmter ketzerischer Lehren und Aussagen belangen konnte; ein mäßiger Grad von Wohlleben mag dann genügt haben, um jene Anklage hervorzubringen. In diesem konventionellen Sinne braucht z. B. Giovanni Villani das Wort, wenn er² bereits die florentinischen Feuersbrünste von 1115 und 1117 als göttliche Strafe für Ketzereien geltend macht, „unter andern wegen der lüderlichen und schwelgerischen Sekte der Epikureer“. Von Manfred sagt er: „Sein Leben war epikureisch, indem er nicht an Gott noch an die Heiligen, und überhaupt nur an leibliches Vergnügen glaubte“.

Deutlicher redet Dante im neunten und zehnten Gesange der Hölle. Das furchtbare, von Flammen durchzogene Gräberfeld mit den halb offenen Sarkophagen, aus welchen Töne des tiefsten Jammers hervordringen, beherbergt die zwei Kategorien der von der Kirche im 13. Jahrhundert Besiegten oder Ausgestoßenen. Die einen waren Ketzer und setzten sich der Kirche entgegen durch bestimmte, mit Absicht verbreitete Irrlehren; die andern waren Epikureer, und ihre Sünde gegen die Kirche lag in einer allgemeinen Gesinnung, welche sich in dem Satze sammelt, daß die Seele mit dem Leib vergehe³. Die Kirche aber wußte recht gut, daß dieser eine Satz, wenn er Boden gewänne,

¹ [Zusatz Geigers: Dieser wurde allerdings erst durch Poggio bekannt.]

² Giov. Villani IV, 29. VI, 46. Der Name kommt auch im Norden sehr früh vor, aber nur in konventionellem Sinne.

³ Man vgl. die bekannte Beweisführung im dritten Buche des Lucretius.

ihrer Art von Macht verderblicher werden müßte als alles Manichäer- und Paterinerwesen, weil er ihrer Einmischung in das Schicksal des einzelnen Menschen nach dem Tode allen Wert benahm. Daß sie selber durch die Mittel, welche sie in ihren Kämpfen brauchte, gerade die Begabtesten in Verzweiflung und Unglauben getrieben hatte, gab sie natülich nicht zu.

Dantes Abscheu gegen Epikur oder gegen das, was er für dessen Lehre hielt, war gewiß aufrichtig; der Dichter des Jenseits mußte den Leugner der Unsterblichkeit hassen, und die von Gott weder geschaffene noch geleitete Welt sowie der niedrige Zweck des Daseins, den das System aufzustellen schien, waren dem Wesen Dantes so entgegengesetzt als möglich. Sieht man aber näher zu, so haben auch auf ihn gewisse Philosopheme der Alten einen Eindruck gemacht, vor welchem die biblische Lehre von der Weltlenkung zurücktritt. Oder war es eigene Spekulation, Einwirkung der Tagesmeinung, Grauen vor dem die Welt beherrschendem Unrecht, wenn er¹ die spezielle Vorsehung völlig aufgab? Sein Gott überläßt nämlich das ganze Detail der Weltregierung einem dämonischen Wesen, der Fortuna², welche für nichts als für Veränderung, für das Durcheinanderrütteln der Erdendinge zu sorgen hat und in indifferenter Seligkeit den Jammer der Menschen überhören darf. Dafür hält er aber die sittliche Verantwortung des Menschen unerbittlich fest; er glaubt an den freien Willen.

Der Populärglaube an den freien Willen herrscht im Abendlande von jeher, wie man denn auch zu allen Zeiten jeden persönlich für das, was er getan, verantwortlich gemacht hat, als verstehe sich die Sache ganz von selbst. Anders verhält es sich mit der religiösen und philosophischen Lehre, welche sich in der Lage befindet, die Natur des

¹ Inferno VII, 67–69.

² [Diese Auffassung Burckhardts von der Fortuna bei Dante ist stark bestritten. Vgl. F. d' Ovidio, Dante e la magia in: Nuova Antologia 3. serie, vol. 41. 193–226. Ferner Doren: Die Fortuna im Mittelalter und in der Renaissance. Vorträge der Bibl. Warburg 1922/23, I, S. 98 f.]

menschlichen Willens mit den großen Weltgesetzen in Einklang bringen zu müssen. Hier ergibt sich ein Mehr oder Weniger, wonach sich die Taxierung der Sittlichkeit überhaupt richtet. Dante ist nicht völlig unabhängig von den astrologischen Wahngebilden, welche den damaligen Horizont mit falschem Lichte erhellen, aber er rafft sich nach Kräften empor zu einer würdigen Anschauung des menschlichen Wesens. Die „Gestirne“, läßt er¹ seinen Marco Lombardo sagen, „geben wohl die ersten Antriebe zu euerm Tun, aber Licht ist euch gegeben über Gutes und Böses, und freier Wille der nach anfänglichem Kampf mit den Gestirnen alles besiegt, wenn er richtig genährt wird“.

Andere mochten die der Freiheit gegenüberstehende Notwendigkeit in einer andern Potenz suchen als in den Sternen — jedenfalls war die Frage seitdem eine offene, nicht mehr zu umgehende. Soweit sie eine Frage der Schulen oder vollends nur eine Beschäftigung isolierter Denker blieb, dürfen wir dafür auf die Geschichte der Philosophie verweisen. Sofern sie aber in das Bewußtsein weiterer Kreise übergang, wird noch davon die Rede sein müssen.

Das 14. Jahrhundert ließ sich vorzüglich durch die philosophischen Schriften Ciceros anregen, welcher bekanntlich als Eklektiker galt, aber als Skeptiker wirkte, weil er die Theorien verschiedener Schulen vorträgt, ohne genügende Abschlüsse beizufügen. In zweiter Linie kommen Seneca und die wenigen ins Lateinische übersetzten Schriften des Aristoteles. Die Frucht dieses Studiums war einstweilen die Fähigkeit, über die höchsten Dinge zu reflektieren, wenigstens außerhalb der Kirchenlehre, wenn auch nicht in Widerspruch mit ihr².

Mit dem 15. Jahrhundert vermehrte sich, wie wir sahen, der Besitz und die Verbreitung der Schriften des Alter-

¹ Purgatorio XVI, 73. Womit die Theorie des Planeteneinflusses im Convivio zu vergleichen. — Auch der Dämon Astarotte bei Pulci (Morgante XXV Str. 150) bezeugt die menschliche Willensfreiheit und die göttliche Gerechtigkeit.

² [Besser wäre wohl, mit Geiger zu sagen: zumeist freilich im Anschluß an die Bibel und an die Lehre der Kirchenväter.]

tums außerordentlich; endlich kamen auch die sämtlichen noch vorhandenen griechischen Philosophen wenigstens in lateinischer Übersetzung unter die Leute. Nun ist es zunächst sehr bemerkenswert, daß gerade die Hauptbeförderer dieser Literatur der strengsten Frömmigkeit, ja der Aszese ergeben sind (vgl. o. S. 250). Von Fra Ambrogio Camaldolese darf man nicht sprechen, weil er sich ausschließlich auf das Übertragen der griechischen Kirchenväter zurückzog und nur mit großem Widerstreben auf Andrängen des ältern Cosimo Medici den Diogenes Laertius ins Lateinische übersetzte¹. Seine Zeitgenossen Niccolò Niccoli, Giannozzo Manetti, Donato Acciajuoli, Papst Nicolaus V. vereinigen² mit allseitigem Humanismus eine sehr gelehrte Bibelkunde und eine tiefe Andacht. An Vittorino da Feltre wurde bereits (vgl. o. S. 195 f.) eine ähnliche Richtung hervorgehoben. Derselbe Maffeo Vegio, welcher das dreizehnte Buch zur Aeneide dichtete, hatte für das Andenken S. Augustinus' und dessen Mutter Monica eine Begeisterung, welche nicht ohne höhern Bezug gewesen sein wird. Frucht und Folge solcher Bestrebungen war dann, daß die platonische Akademie zu Florenz sich es förmlich zum Ziele setzte, den Geist des Altertums mit dem des Christentums zu durchdringen; eine merkwürdige Oase innerhalb des damaligen Humanismus.

Letzterer war im ganzen eben doch profan und wurde es bei der Ausdehnung der Studien im 15. Jahrhundert immer mehr. Seine Leute, die wir oben als die rechten Vorposten des entfesselten Individualismus kennenlernten, entwickelten in der Regel einen solchen Charakter, daß uns selbst ihre Religiosität, die bisweilen mit sehr bestimmten Ansprüchen auftritt, gleichgültig sein darf. In den Ruf von Atheisten gelangten sie etwa, wenn sie indifferent waren und dabei ruchlose Reden gegen die Kirche führten: einen irgendwie spekulativ begründeten

¹ [Es scheint, daß Ambrogio die Übertragung des Diogenes doch nur aus eigenem Drange begann; vgl. Luiso, Riv. delle Bibliot. Bd. 8—10.]

² Vesp. Fior. ed. Frati I, 54 ff, II, 10. 89 ff. 257 ff. III, 93. — Murat. XX, Col. 532 über G. M.

Überzeugungsatheismus hat keiner aufgestellt¹ noch aufzustellen wagen dürfen. Wenn sie sich auf einen leitenden Gedanken besannen, so wird es am ehesten eine Art von oberflächlichem Rationalismus gewesen sein, ein flüchtiger Niederschlag aus den vielen widersprechenden Ideen der Alten, womit sie sich beschäftigen mußten, und aus der Verachtung der Kirche und ihrer Lehre. Dieser Art war wohl jenes Raisonement, welches den Galeottus Martius² beinahe auf den Scheiterhaufen brachte, wenn ihn nicht sein früherer Schüler Papst Sixtus IV. eilends aus den Händen der Inquisition herausgerissen hätte. Galeotto hatte nämlich geschrieben: wer sich recht aufführe und nach dem innern angeborenen Gesetz handle, aus welchem Volk er auch sei, der komme in den Himmel.

Betrachten wir beispielsweise das religiöse Verhalten eines der Geringern aus der großen Schar, des Codrus Urceus³, der erst Hauslehrer des letzten Ordellafo, Fürsten von Forlì, und dann lange Jahre Professor in Bologna gewesen ist. Über Hierarchie und Mönche bringt er die obligaten Lästerungen im vollsten Maß; sein Ton im allgemeinen ist höchst frevelhaft, dazu erlaubt er sich eine beständige Einmischung seiner Person nebst Stadtgeschichten und Possen. Aber er kann auch erbaulich von dem wahren Gottmenschen Christus reden und sich brieflich in das Gebet eines frommen Priesters empfehlen. Einmal fällt es ihm ein, nach Aufzählung der Torheiten der heidnischen Religion also fortzufahren: „auch unsere Theologen wackeln oft und zanken de lana caprina, über unbefleckte Empfängnis, Antichrist, Sakramente, Vorherbestimmung und einiges andere, was man lieber beschweigen als herauspredigen sollte“. Einst verbrannte sein Zimmer samt fertigen Manuskripten, da er nicht zu Hause war; als er es vernahm, auf der Gasse, stellte er sich gegen ein Madonnenbild und rief an dasselbe hinauf: „Höre, was

¹ Über Pomponazzo vgl. die Spezialwerke, u. a. Ritter, Geschichte der Philosophie Bd. 9.

² Paul. Jovii Elogia lit. S. 90.

³ Codri Urcei opera, vorn sein Leben von Bart. Bianchini, dann in seinen philosophischen Vorlesungen S. 65. 151. 278 usw.

ich dir sage, ich bin nicht verrückt, ich rede mit Absicht! wenn ich dich einst in der Stunde meines Todes zu Hilfe rufen sollte, so brauchst du mich nicht zu erhören und zu den Deinigen hinüberzunehmen! denn mit dem Teufel will ich wohnen bleiben in Ewigkeit!“ Eine Rede, auf welche hin er doch für gut fand, sich sechs Monate hindurch bei einem Holzhacker verborgen zu halten. Dabei war er so abergläubisch, daß ihn Augurien und Prodigien beständig ängstigten; nur für die Unsterblichkeit hatte er keinen Glauben übrig. Seinen Zuhörern sagte er auf Befragen: was nach dem Tode mit dem Menschen, mit seiner Seele *oder* seinem Geiste geschehe, das wisse man nicht, und alle Reden über das Jenseits seien Schreckmittel für alte Weiber. Als es aber ans Sterben ging, empfahl er doch in seinem Testament seine Seele *oder* seinen Geist¹ dem allmächtigen Gott, vermahnte auch jetzt seine weinenden Schüler zur Gottesfurcht und insbesondere zum Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode und empfing die Sakramente mit großer Inbrunst. — Man hat keine Garantie dafür, daß ungleich berühmtere Leute desselben Faches, auch wenn sie bedeutende Gedanken ausgesprochen haben, im Leben viel konsequenter gewesen seien.

Die meisten werden innerlich geschwankt haben zwischen Freigeisterei und Fragmenten des anerzogenen Katholizismus, und äußerlich hielten sie sich schon aus Klugheit zur Kirche.

Insofern sich dann ihr Rationalismus mit den Anfängen der historischen Kritik verband, mochte auch hie und da eine schüchterne Kritik der biblischen Geschichte auftauchen. Es wird ein Wort Pius' II. überliefert², welches wie mit der Absicht des Vorbauens gesagt ist: „Wenn das Christentum auch nicht durch Wunder bestätigt wäre, so hätte es doch schon um seiner Moralität willen ange-

¹ Animum meum seu animam, eine Unterscheidung, durch welche damals die Philologie gerne die Theologie in Verlegenheit setzte.

² Platina, Vitae pontiff. S. 311: christianam fidem, si miraculis non esset approbata, honestate sua recipi debuisse. [Daß Platina nicht ganz zuverlässig ist, wurde schon o. S. 210 und 308 gesagt.]

nommen werden müssen.“ Über die Legenden, insoweit sie wirkliche Übertragungen der biblischen Wunder enthalten, erlaubte man sich ohnehin zu spotten¹, und dies wirkte dann weiter zurück. Wenn judaisierende Ketzer erwähnt werden, so wird man dabei vor allem an Leugnung der Gottheit Christi zu denken haben; so verhielt es sich vielleicht mit Giorgio da Novara, welcher um 1500 in Bologna verbrannt wurde². Aber in demselben Bologna mußte um diese Zeit (1497) der dominikanische Inquisitor den wohl protegierten Arzt Gabrielle da Salò mit einer bloßen Reueerklärung³ durchschlüpfen lassen, obwohl derselbe folgende Reden zu führen pflegte: Christus sei nicht Gott gewesen, sondern Sohn des Joseph und der Maria aus einer gewöhnlichen Empfängnis; er habe die Welt mit seiner Arglist ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl erlitten haben wegen begangener Verbrechen; auch werde seine Religion nächstens aufhören; in der geweihten Hostie sei sein wahrer Leib nicht; seine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, sondern sie seien durch Einfluß der Himmelskörper geschehen. Letzteres ist wiederum höchst bezeichnend; der Glaube ist dahin, aber die Magie behält man sich vor⁴.

In betreff der Weltregierung raffen sich die Humanisten insgemein nicht weiter auf als bis zu einer kalt resignierten Betrachtung dessen, was unter der ringsum herrschenden Gewalt und Mißregierung geschieht. Aus dieser Stimmung sind hervorgegangen die vielen Bücher „vom Schicksal“, oder wie die Varietäten des Titels lauten mögen.

¹ Besonders wenn die Mönche dergleichen auf der Kanzel frisch ersannen; doch auch das längst Anerkannte blieb nicht ohne Anfechtung. Firenzuola (*opere*, vol. II S. 208, in der 10. Novelle) spottet über die Franziskaner von Novara, welche aus erschlichem Geld eine Kapelle an ihre Kirche bauen wollen, *dove fusse dipinta quella bella storia, quando S. Francesco predicava agli uccelli nel deserto; e quando ei fece la santa zuppa, e che l'agnolo Gabriello gli portò i zoccoli*.

² Einiges über ihn bei Bapt. Mantuan. *de patientia*, L. III, cap. 13.

³ Bursellis, *Ann. Bonon.* bei Murat. XXIII, Col. 915.

⁴ Wieweit die frevelhaften Reden bisweilen gingen, hat Gieseler, *Kirchengeschichte* II, IV, § 154 Anm., mit einigen sprechenden Beispielen dargenat.

Sie konstatieren meist nur das Drehen des Glücksrades, die Unbeständigkeit der irdischen, zumal der politischen Dinge; die Vorsehung wird herbeigezogen, offenbar nur, weil man sich des nackten Fatalismus, des Verzichtens auf Erkenntnis von Ursachen und Wirkungen, oder des baren Jammers noch schämt. Nicht ohne Geist konstruiert Gioviano Pontano die Naturgeschichte des dämonischen Etwas, *Fortuna* genannt, aus hundert meist selbsterlebten Erfahrungen¹. Mehr scherzhaft, in Form eines Traumgesichtes, behandelte Aeneas Sylvius den Gegenstand². Poggios Streben dagegen, in einer Schrift seines Greisenalters³, geht dahin, die Welt als ein Jammertal darzustellen und das Glück der einzelnen Stände so niedrig als möglich zu taxieren. Dieser Ton bleibt dann im ganzen der vorherrschende; von einer Menge ausgezeichnete Leute wird das Soll und Haben ihres Glückes und Unglückes untersucht und die Summe daraus in vorwiegend ungünstigem Sinn gezogen. In höchst würdiger Weise, fast elegisch, schildert uns vorzüglich Tristian Caracciolo⁴ das Schicksal Italiens und der Italiener, soweit es sich um 1510 überschauen ließ. Mit spezieller Anwendung dieses herrschenden Grundgefühls auf die Humanisten selber verfaßte dann später Pierio Valeriano seine berühmte Abhandlung (vgl. o. S. 253). Es gab einzelne ganz besonders anregende Themata dieser Art, wie z. B. das Glück Leos X. Was von politischer Seite darüber Günstiges gesagt werden kann, das hat Francesco Vettori in scharfen Meisterzügen zusammengefaßt; das Bild seines Genußlebens geben Paolo Giovio und die Biographie eines Ungenannten⁵; die Schattenseiten dieses Glückes verzeichnet unerbittlich wie das Schicksal selbst der ebengenannte Pierio.

¹ Jov. Pontanus, de fortuna libri tres, Opera I S. 792—921. Seine Art von Theodicee Opera II S. 286.

² Aen. Sylvii Opera S. 611.

³ Poggius, de miseriis humanae conditionis.

⁴ Caracciolo, de varietate fortunae bei Murat. XXII. Eine der lesenswertesten Schriften jener sonst so reichen Jahre. Vgl. o. S. 309. — Die Fortuna bei festlichen Aufzügen o. S. 393.

⁵ Leonis X. Vita anonyma bei Roscoe, ed. Bossi XII S. 153.

Daneben erregt es beinahe Grauen, wenn hie und da sich jemand öffentlich in lateinischer Inschrift des Glückes rühmt. So wagte Giovanni II. Bentivoglio, Herrscher von Bologna, an dem neu erbauten Turme bei seinem Palaste es in Stein hauen zu lassen: sein Verdienst und sein Glück hätten ihm alle irgend wünschbaren Güter reichlich gewährt¹ — wenige Jahre vor seiner Verjagung. Die Alten, wenn sie in diesem Sinne redeten, empfanden wenigstens das Gefühl vom Neid der Götter. In Italien hatten es wahrscheinlich die Condottieren (vgl. o. S. 25) aufgebracht, daß man sich laut der Fortuna rühmen durfte.

Der stärkste Einfluß des wiederentdeckten Altertums auf die Religion kam übrigens nicht von irgendeinem philosophischen System oder von einer Lehre und Meinung der Alten her, sondern von einem alles beherrschenden Urteil. Man zog die Menschen und zum Teil auch die Einrichtungen des Altertums denjenigen des Mittelalters vor, strebte ihnen auf alle Weise nach und wurde dabei über den Religionsunterschied völlig gleichgültig. Die Bewunderung der historischen Größe absorbierte alles (o. S. 138, 405).

Bei den Philologen kam dann noch manche besondere Torheit hinzu, durch welche sie die Blicke der Welt auf sich zogen. Wie weit Papst Paul II. berechtigt war, das Heidentum seiner Abbiatioren und ihrer Genossen zur Rechenschaft zu ziehen, bleibt allerdings sehr zweifelhaft, da sein Hauptopfer und Biograph Platina (o. S. 210, 308) es meisterlich verstanden hat, ihn dabei als rachsüchtig wegen anderer Dinge und ganz besonders als komische Figur erscheinen zu lassen. Die Anklage auf Unglauben,

¹ Bursellis, Ann. Bonon. bei Murat. XXIII, Col. 909: *monimentum hoc conditum a Joanne Bentivolo secundo Patriae rectore, cui virtus et fortuna cuncta quae optari possunt bona affatim praestiterunt*. Nach den Worten des Chronisten kann diese Inschrift wohl nicht außen an dem neu erbauten Turme angebracht gewesen sein, obwohl es unklar bleibt, wo sie gestanden. War sie sichtbar oder verborgen? Etwa in einem Grundstein? Im letztern Falle verbände sich wohl damit eine neue Idee: das Glück sollte durch die geheime Schrift, die vielleicht nur noch der Chronist kannte, magisch an das Gebäude gefesselt werden.

Heidentum¹, Leugnung der Unsterblichkeit usw. wurde gegen die Verhafteten erst erhoben, nachdem der Hochverratsprozeß nichts ergeben hatte; auch war Paul, wenn wir recht berichtet werden, gar nicht der Mann dazu, irgend etwas Geistiges zu beurteilen, wie er denn die Römer ermahnte, ihren Kindern über Lesen und Schreiben hinaus keinen weitem Unterricht mehr geben zu lassen. Es ist eine ähnliche priesterliche Beschränktheit wie bei Savonarola (oben S. 451 ff.), nur daß man Papst Paul hätte erwidern können, er und seinesgleichen trügen mit die Hauptschuld, wenn die Bildung den Menschen von der Religion abwendig mache. Daran aber ist doch nicht zu zweifeln, daß er eine wirkliche Besorgnis wegen der heidnischen Tendenzen in seiner Nähe verspürte. Was mögen sich vollends die Humanisten am Hofe des heidnisch ruchlosen Sigismondo Malatesta erlaubt haben? (o. S. 469, Anm. 4.) Gewiß kam es bei diesen meist haltungslosen Menschen wesentlich darauf an, wie weit ihre Umgebung ihnen zu gehen gestattete. Und wo sie das Christentum anrühren, da paganisieren sie es (o. S. 237 f., 242 f.). Man muß sehen, wie weit z. B. ein Gioviano Pontano die Vermischung treibt; ein Heiliger heißt bei ihm nicht nur Divus, sondern Deus; die Engel hält er schlechtweg mit den Genien des Altertums für identisch², und seine Ansicht von der Unsterblichkeit gleicht einem Schattenreiche. Es kommt zu einzelnen ganz wunderbaren Exzessen in dieser Beziehung. Als 1526 Siena³ von der Partei der Ausgetriebenen angegriffen wurde, stand der gute Domherr Tizio, der uns dies selber erzählt, am 22. Juli vom Bette auf, gedachte dessen, was im dritten Buch des Macrobius⁴ geschrieben steht, las eine Messe und sprach dann die in jenem Autor aufgezeichnete Devotionsformel gegen die

¹ Quod nimium gentilitatis amatores essemus.

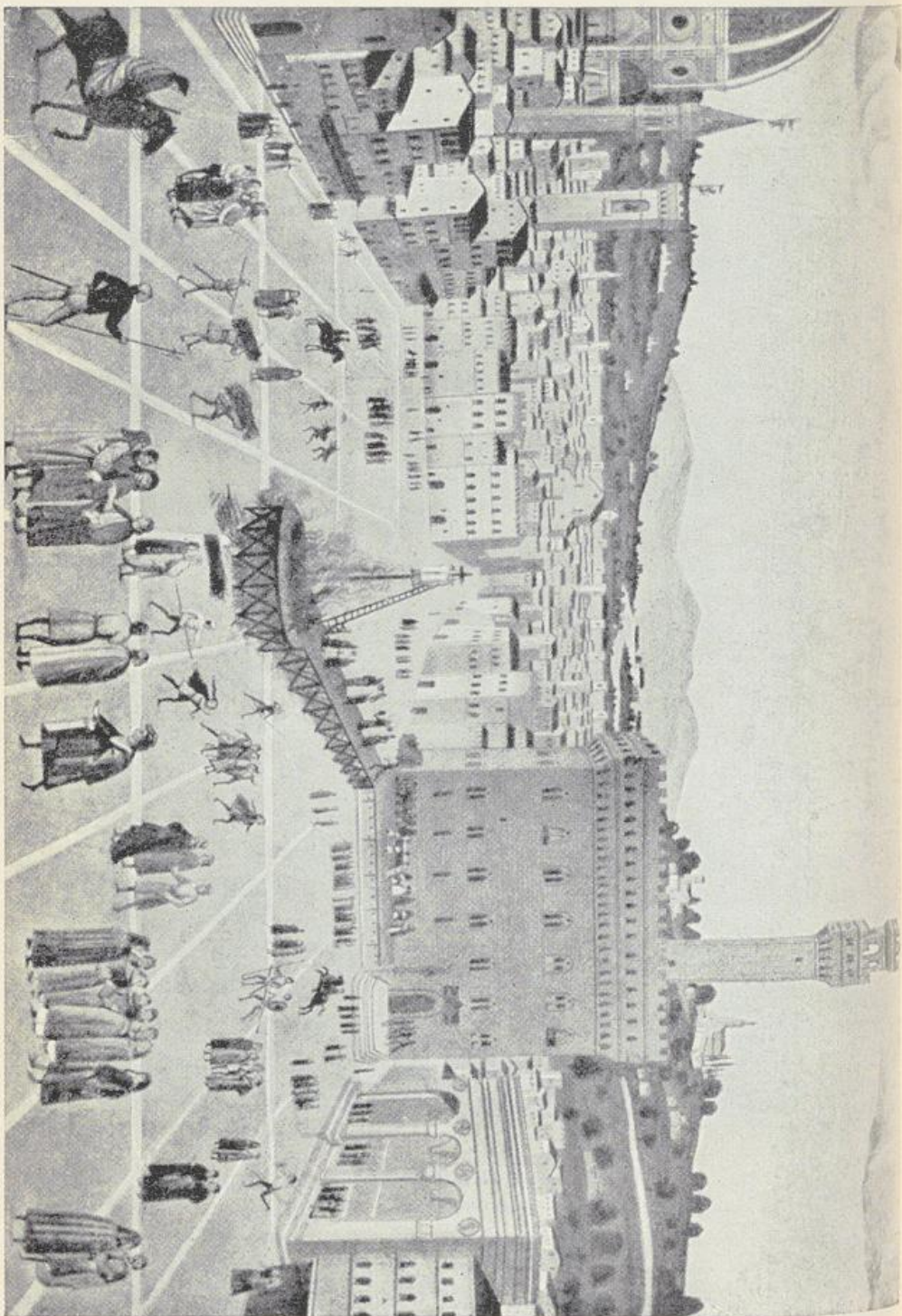
² Während doch die bildende Kunst wenigstens zwischen Engeln und Putten unterschied und für alle ernsten Zwecke die erstern anwandte. — Ann. Estens. bei Murat. XX, Col. 468 heißt der Amorin oder Putto ganz naiv: instar Cupidinis angelus.

³ Della Valle, Lettere sanesi III, 18.

⁴ Macrobius Saturnal. III, 9. Ohne Zweifel machte er auch die dort vorgeschriebenen Gesten dazu.



25. Florentiner Trachten



24. Die Verbrennung Savonarolas

Feinde aus, nur daß er statt *Tellus mater teque Jupiter obtestor* sagte: *Tellus teque Christe Deus obtestor*. Nachdem er damit noch an den zwei folgenden Tagen fortgefahren, zogen die Feinde ab. Von der einen Seite sieht dergleichen aus wie eine unschuldige Stil- und Modesache, von der andern aber wie ein religiöser Abfall.

VIERTES KAPITEL

VERFLECHTUNG VON ANTIKEM UND NEUEM ABERGLAUBEN

Doch das Altertum hatte noch eine ganz besonders gefährliche Wirkung, und zwar dogmatischer Art: es teilte der Renaissance seine Art des Aberglaubens mit. Einzelnes davon hatte sich in Italien durch das Mittelalter hindurch am Leben erhalten; um so viel leichter lebte das Ganze neu auf. Daß dabei die Phantasie mächtig mitspielte, versteht sich von selbst. Nur sie konnte den forschenden Geist der Italiener so weit zum Schweigen bringen.

Der Glaube an die göttliche Weltregierung war, wie gesagt, bei den einen durch die Masse des Unrechtes und Unglückes erschüttert; die andern, wie z. B. Dante, gaben wenigstens das Erdenleben dem Zufall und seinem Jammer preis, und wenn sie dabei dennoch einen starken Glauben behaupteten, so kam dies daher, daß sie die höhere Bestimmung des Menschen für das Jenseits festhielten. Sobald nun auch diese Überzeugung von der Unsterblichkeit wankte, bekam der Fatalismus das Übergewicht — oder wenn letzteres geschah, so war ersteres die Folge davon.

In die Lücke trat zunächst die Astrologie des Altertums, auch wohl die der Araber. Aus der jedesmaligen Stellung der Planeten unter sich und zu den Zeichen des Tierkreises erriet sie künftige Ereignisse und ganze Lebensläufe und bestimmte auf diesem Wege die wichtigsten Entschlüsse. In vielen Fällen mag die Handlungsweise, zu welcher man sich durch die Gestirne bestimmen ließ,

an sich nicht unsittlicher gewesen sein als diejenige, welche man ohnedies befolgt haben würde; sehr oft aber muß der Entscheid auf Unkosten des Gewissens und der Ehre erfolgt sein. Es ist ewig lehrreich, zu sehen, wie alle Bildung und Aufklärung gegen diesen Wahn nicht aufkamen, weil derselbe seine Stütze hatte an der leidenschaftlichen Phantasie, an dem heißen Wunsch, die Zukunft voraus zu wissen und zu bestimmen, und weil das Altertum ihn bestätigte.

Die Astrologie tritt mit dem 13. Jahrhundert plötzlich sehr mächtig in den Vordergrund des italienischen Lebens. Kaiser Friedrich II. führt seinen Astrologen Theodorus mit sich, und Ezzelino da Romano¹ einen ganzen stark besoldeten Hof von solchen Leuten, darunter den berühmten Guido Bonatto und den langbärtigen Sarazenen Paul von Bagdad. Zu allen wichtigen Unternehmungen mußten sie ihm Tag und Stunde bestimmen, und die massenhaften Greuel, welche er verüben ließ, mögen nicht geringen Teils auf logischer Deduktion aus ihren Weissagungen beruht haben. Seitdem scheut sich niemand mehr, die Sterne befragen zu lassen; nicht nur die Fürsten, sondern auch einzelne Stadtgemeinden² halten sich regelmäßige Astrologen, und an den Universitäten³ werden vom 14. bis zum 16. Jahrhundert besondere Professoren dieser Wahnwissenschaft, sogar neben eigentlichen Astronomen, angestellt. Die Päpste⁴ bekennen sich größtenteils offen zur

¹ Monach. Paduan. L. II bei Urstisius, *Scriptores* I S. 598. 599. 602. 607. — Auch der letzte Visconti (S. 37) hatte eine ganze Anzahl solcher Leute bei sich, vgl. Decembrio bei Murat. XX, Col 1017.

² So Florenz, wo der genannte Bonatto eine Zeitlang die Stelle versah. Vgl. auch Matteo Villani XI, 3, wo offenbar ein Stadtastrolog gemeint ist.

³ Libri, *Hist. des sciences math.* II, 52. 193. In Bologna soll diese Professur schon 1125 vorkommen. — Vgl. das Verzeichnis der Professoren von Pavia bei Corio S. 290. — Die Professur an der Sapienza unter Leo X., vgl. Roscoe, Leone X, ed. Bossi V S. 283. [Zusatz Geigers: Als Zentren astrologischer Lehre können Mailand mit seiner Universität Pavia, Bologna und Mantua gelten.]

⁴ Schon um 1260 zwingt Papst Alexander IV. einen Kardinal und verschämten Astrologen, Bianco, mit politischen Weissagungen herauszurücken. Giov. Villani VI, 81.

Sternbefragung; allerdings macht Pius II. eine ehrenvolle Ausnahme¹, wie er denn auch Traumdeutung, Prodigien und Zauber verachtete; aber selbst Leo X. scheint einen Ruhm seines Pontifikates darin zu finden, daß die Astrologie blühe², und Paul III. hat kein Konsistorium gehalten³, ohne daß ihm die Sterngucker die Stunde bestimmt hätten. Bei den bessern Gemütern darf man nun wohl voraussetzen, daß sie sich nicht über einen gewissen Grad hinaus in ihrer Handlungsweise von den Sternen bestimmen ließen, daß es eine Grenze gab, wo Religion und Gewissen Einhalt geboten. In der Tat haben nicht nur treffliche und fromme Leute an dem Wahn teilgenommen, sondern sind selbst als Repräsentanten desselben aufgetreten. So Maestro Pagolo (Paolo Toscanelli)⁴, bei dem man beinahe diejenige Absicht auf Versittlichung des Astrologentums wiederfindet, welche bei dem späten Römer Firmicus Maternus kenntlich wird⁵. Sein Leben war das eines heiligen Aszeten; er genoß beinahe nichts, verachtete alle zeitlichen Güter und sammelte nur Bücher; als gelehrter Arzt beschränkte er seine Praxis auf seine Freunde, machte ihnen aber zur Bedingung, daß sie beichten mußten. Seine Konversation war der enge, aber berühmte Kreis, welcher sich im Kloster zu den Engeln um Fra Ambrogio Camaldolese (o. S. 474) sammelte, — außerdem die Unterredung mit Cosimo dem ältern, zumal in dessen letzten Lebensjahren; denn auch Cosimo achtete und benutzte die Astrologie, wenngleich nur für bestimmte, wahrscheinlich untergeordnete Gegenstände. Sonst gab Pagolo nur den

¹ De dictis etc. Alphonsi, Opera S. 493. Er fand, es sei pulchrius quam utile. Platina, Vitae Pont. S. 310. — Für Sixtus IV. vgl. Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 173. 186.

² Pier. Valeriano, De infelic. literat. bei Anlaß des Franc. Priuli, der über Leos Horoskop schrieb und dabei mehrere Geheimnisse des Papstes erriet.

³ Ranke, Päpste I S. 247.

⁴ Vespas. Fiorentino (ed. Mai) S. 660, vgl. 341. — Ebenda S. 121 wird ein anderer Pagolo als Hofmathematiker und Astrolog des Federigo von Montefeltro erwähnt, und zwar merkwürdigerweise ein Deutscher [der Niederländer Paul von Middelburg].

⁵ Firmicus Maternus, Matheseos Libri VIII, am Ende des zweiten Buches.

vertrautesten Freunden astrologischen Bescheid. Aber auch ohne solche Sittenstrenge konnte der Sterndeuter ein geachteter Mann sein und sich überall zeigen; auch gab es ihrer ohne Vergleich viel mehr als im übrigen Europa, wo sie nur an bedeutenden Höfen, und selbst da nicht durchgängig vorkommen. Wer in Italien irgendein größeres Haus machte, hielt sich auch, sobald der Eifer für die Sache groß genug war, einen Astrologen, der freilich bisweilen Hunger leiden mochte¹. Durch die schon vor dem Bücherdruck stark verbreitete Literatur dieser Wissenschaft war überdies ein Dilettantismus entstanden, der sich soviel als möglich an die Meister des Faches anschloß. Die schlimme Gattung der Astrologen war die, welche die Sterne nur zu Hilfe nahm, um Zauberkünste damit zu verbinden oder vor den Leuten zu verdecken.

Doch selbst ohne eine solche Zutat ist die Astrologie ein trauriges Element des damaligen italienischen Lebens. Welchen Eindruck machen alle jene hochbegabten, vielseitigen, eigenwilligen Menschen, wenn die blinde Begier, das Künftige zu wissen und zu bewirken, ihr kräftiges individuelles Wollen und Entschließen auf einmal zur Abdikation zwingt! Dazwischen, wenn die Sterne etwa gar zu Ungünstiges verkünden, rafften sie sich auf, handeln unabhängig und sprechen dazu: *Vir sapiens dominabitur astris*², der Weise wird über die Gestirne Meister; — um bald wieder in den alten Wahn zurückzufallen.

Zunächst wird allen Kindern angesehener Familien das Horoskop gestellt, und bisweilen schleppt man sich hierauf das halbe Leben hindurch mit irgendeiner nichtsnutzigen Voraussetzung von Ereignissen, die nicht eintreffen³. Dann werden für jeden wichtigen Entschluß der

¹ Bei Bandello III, Nov. 60 bekennt sich der Astrolog des Alessandro Bentivoglio in Mailand vor dessen ganzer Gesellschaft als einen armen Teufel.

² Einen solchen Anfall von Entschlossenheit hatte Lodovico Moro, als er das Kreuz mit jener Inschrift machen ließ, welches sich jetzt im Churer Münster befindet. Auch Sixtus IV. sagte einmal, er wolle probieren, ob der Spruch wahr sei.

³ Der Vater des Piero Capponi, selber Astrolog, steckte den Sohn in den Handel, damit er nicht die gefährliche Kopfwunde be-

Mächtigen, zumal für die Stunde des Beginns, die Sterne befragt. Abreisen fürstlicher Personen, Empfang fremder Gesandten¹, Grundsteinlegungen großer Gebäude hängen davon ab. Ein gewaltiges Beispiel der letztern Art findet sich im Leben des oben genannten Guido Bonatto, welcher überhaupt durch seine Tätigkeit sowohl als durch ein großes systematisches Werk² der Wiederhersteller der Astrologie im 13. Jahrhundert heißen darf. Um dem Parteikampf der Guelfen und Ghibellinen in Forli ein Ende zu machen, beredete er die Einwohner zu einem Neubau ihrer Stadtmauern und zum feierlichen Beginn desselben unter einer Konstellation, die er angab; wenn dann Leute beider Parteien in demselben Moment jeder seinen Stein in das Fundament würfen, so würde in Ewigkeit keine Parteiung mehr in Forli sein. Man wählte einen Guelfen und einen Ghibellinen zu diesem Geschäft; der hehre Augenblick erschien, beide hielten ihre Steine in der Hand, die Arbeiter warteten mit ihrem Bauzeug, und Bonatto gab das Signal, — da warf der Ghibelline sogleich seinen Stein hinunter, der Guelfe aber zögerte und weigerte sich dann gänzlich, weil Bonatto selber als Ghibelline galt und etwas Geheimnisvolles gegen die Guelfen im Schilde führen konnte. Nun fuhr ihn der Astrolog an: Gott verderbe dich und deine Guelfenpartei mit eurer mißtrauischen Bosheit! dies Zeichen wird 500 Jahre lang nicht mehr

komme, die ihm angedroht war. Vita di P. Capponi, Arch. stor. IV, 2 S. 15. Das Beispiel aus dem Leben des Cardanus o. S. 312. — Der Arzt und Astrolog Pier Leoni von Spoleto glaubte, er werde einst ertrinken, mied deshalb alle Gewässer und schlug glänzende Stellungen in Padua und Venedig aus. Paul. Jov. Elog. liter. S. 67 ff.

¹ Beispiele aus dem Leben des Lodovico Moro: Senarega bei Murat. XXIV, Col. 518. 524. Benediktus bei Eccard II, Col. 1623. Und doch hatte sein Vater, der große Francesco Sforza, die Astrologen verachtet und sein Großvater Giacomo sich wenigstens nicht nach ihren Warnungen gerichtet. Corio S. 321. 413.

² Dasselbe ist öfters gedruckt, mir aber nie zu Gesicht gekommen. Das hier Mitgeteilte aus Annal. forolivienses bei Murat. XXII, Col. 233 ff. — Leon Battista Alberti sucht die Zeremonie der Grundsteinlegung zu vergeistigen. Opere volgari, Tom. IV S. 314 (oder de re aedific. L. I).

am Himmel über unserer Stadt erscheinen! In der Tat verdarb Gott nachher die Guelfen von Forli, jetzt aber (schreibt der Chronist um 1480) sind Guelfen und Ghibellinen hier doch gänzlich versöhnt, und man hört ihre Parteinamen nicht mehr¹.

Das nächste, was von den Sternen abhängig wird, sind die Entschlüsse im Kriege. Derselbe Bonatto verschaffte dem Ghibellinenhaupt Guido da Montefeltro eine ganze Anzahl von Siegen, indem er ihm die richtige Sternensunde zum Auszug angab; als Montefeltro ihn nicht mehr bei sich hatte², verlor er allen Mut, seine Tyranis weiter zu behaupten, und ging in ein Minoritenkloster; noch lange Jahre sah man ihn als Mönch terminieren. Bonatto stieg, wenn siegverheißende Konstellationen nahten, mit Astrolab und Buch auf den Turm von S. Mercuriale über der Piazza und ließ, sobald der Moment kam, gleich die große Glocke zum Aufgebot läuten. Doch wird zugestanden, daß er sich bisweilen sehr geirrt und das Schicksal des Montefeltro und seinen eigenen Tod nicht vorausgesehen habe. Unweit Cesena töteten ihn Räuber, als er von Paris und italienischen Universitäten, wo er gelehrt hatte, nach Forli zurück wollte.

Die Florentiner ließen sich noch im pisanischen Krieg von 1362 durch ihren Astrologen die Stunde des Auszuges bestimmen³; man hätte sich beinahe verspätet, weil plötzlich ein Umweg in der Stadt befohlen wurde. Frühere Male war man nämlich durch die Via di Borgo S. Apostolo ausgezogen und hatte schlechten Erfolg gehabt; offenbar war mit dieser Straße, wenn man gegen Pisa zu Felde zog, ein übles Augurium verknüpft, und deshalb wurde das Heer jetzt durch Porta rossa hinausgeführt; weil aber dort die gegen die Sonne ausgespannten Zelte nicht waren weggenommen worden, so mußte man — ein neues übles

¹ Bei den Horoskopen der zweiten Gründung von Florenz (Giov. Villani III, 1) unter Karl d. Gr. und der ersten von Venedig (o. S. 59) geht vielleicht eine alte Erinnerung neben der Dichtung des spätern Mittelalters einher.

² Ann. foroliv. Murat., n. A. XXII, 2 S. 105—108. — Filippo Villani, Vite. — Machiavelli, Stor. fior. L. I.

³ Matteo Villani, XI 3.

Zeichen — die Fahnen gesenkt tragen. Überhaupt war die Astrologie vom Kriegswesen schon deshalb nie zu trennen, weil ihr die meisten Condottieren anhingen. Jacopo Caldora war in der schwersten Krankheit wohlgenut, weil er wußte, daß er im Kampfe fallen würde, wie denn auch geschah¹; Bartolommeo Alviano war davon überzeugt, daß seine Kopfwunden ihm so gut wie sein Kommando durch Beschluß der Gestirne zuteil geworden²; Nicolò Orsini-Pitigliano bittet sich für den Abschluß seines Soldvertrages mit Venedig (1495) von dem Physikus und Astrologen Alessandro Benedetto³ eine gute Sternenstunde aus. Als die Florentiner den 1. Juni 1498 ihren neuen Condottiere, Paolo Vitelli, feierlich mit seiner Würde bekleideten, war der Kommandostab, den man ihm überreichte, mit der Abbildung von Konstellationen versehen⁴, und zwar auf Vitellis eigenen Wunsch.

Bisweilen wird es nicht ganz klar, ob bei wichtigen politischen Ereignissen die Sterne vorher befragt wurden, oder ob die Astrologen nur nachträglich aus Kuriosität die Konstellation berechneten, welche den betreffenden Augenblick beherrscht haben sollte. Als Giangaleazzo Visconti (o. S. 12) mit einem Meisterstreich seinen Oheim Bernabò und dessen Familie gefangennahm (1385), standen Jupiter, Saturn und Mars im Hause der Zwillinge — so meldet ein Zeitgenosse⁵, aber wir erfahren nicht, ob dies den Entschluß zur Tat bestimmte. Nicht selten mag auch politische Einsicht und Berechnung den Sterndeuter mehr geleitet haben als der Gang der Planeten⁶.

¹ Jovian. Pontan. de fortitudine, L. I. — Die ersten Sforza als ehrenvolle Ausnahmen oben S. 485, A. 1.

² Paul. Jov., Elog. S. 219 ff., sub v. Barthol. Livianus.

³ Welcher dies selber erzählt. Benedictus bei Eccard II, Col. 1617.

⁴ So wird wohl die Aussage des Jac. Nardi, Vita d'Ant. Giacomini S. 66 zu verstehen sein. — An Kleidern und Geräten kommt dergleichen nicht selten vor. Beim Empfang der Lucrezia Borgia in Ferrara trug das Maultier der Herzogin von Urbino eine schwarzsamte Decke mit goldenen astrologischen Zeichen. Arch. stor. append. II S. 305.

⁵ Azario bei Corio S. 258.

⁶ Etwas der Art könnte man selbst bei jenem türkischen Astrologen vermuten, der nach der Schlacht von Nicopolis dem Sultan Bajazet

Hatte sich Europa schon das ganze spätere Mittelalter hindurch von Paris und Toledo aus durch astrologische Weissagungen von Pest, Krieg, Erdbeben, großen Wassern u. dgl. ängstigen lassen, so blieb Italien hierin vollends nicht zurück. Dem Unglücksjahr 1494, das den Fremden für immer Italien öffnete, gingen unleugbar schlimme Weissagungen nahe voraus¹, nur müßte man wissen, ob solche nicht längst für jedes beliebige Jahr bereit lagen.

In seiner vollen, antiken Konsequenz dehnt sich aber das System in Regionen aus, wo man nicht mehr erwarten würde, ihm zu begegnen. Wenn das ganze äußere und geistige Leben des Individuums von dessen Genitura bedingt ist, so befinden sich auch größere geistige Gruppen, z. B. Völker und Religionen, in einer ähnlichen Abhängigkeit, und da die Konstellationen dieser großen Dinge wandelbar sind, so sind es auch die Dinge selbst. Die Idee, daß jede Religion ihren Welttag habe, kommt auf diesem astrologischen Wege in die italienische Bildung hinein. Die Konjunktur des Jupiter, hieß es², mit Saturn habe den hebräischen Glauben hervorgebracht, die mit Mars den chaldäischen, die mit der Sonne den ägyptischen, die mit Venus den mohammedanischen, die mit Merkur den christlichen, und die mit dem Mond werde einst die Religion des Antichrist hervorbringen. In frevelhaftester Weise hatte schon Cecco d'Ascoli die Nativität Christi berechnet und seinen Kreuzestod daraus deduziert: er mußte deshalb 1327 in Florenz auf dem Scheiterhaufen sterben³. Lehren dieser Art führten in ihren weiteren

zeth I. riet, den Loskauf des Johann von Burgund zu gestatten: „um seinetwillen werde noch viel Christenblut vergossen werden“. Es war nicht zu schwer, den weiteren Verlauf des innern französischen Krieges vorauszuahnen. *Magn. chron. belgicum* S. 358. Juvénal des Ursins ad. a. 1396.

¹ Benedictus bei Eccard II, Col. 1579. Es hieß u. a. 1493 vom König Ferrante: er werde seine Herrschaft verlieren sine cruore, sed sola fama, wie denn auch geschah.

² Bapt. Mantuan. de patientia, L. III, cap. 12.

³ Giov. Villani X, 39. 40. Es wirkten noch andere Dinge mit, u. a. kollegialischer Neid. — Schon Bonatto hatte Ähnliches gelehrt und z. B. das Wunder der göttlichen Liebe im hl. Franz als Wirkung des Planeten Mars dargestellt. Vgl. Jo. Picus adv. Astrol. II, 5.

Folgen eine förmliche Verfinsterung alles Übersinnlichen mit sich.

Um so anerkennenswerter ist aber der Kampf, welchen der lichte italienische Geist gegen dieses ganze Wahngespinnst geführt hat. Neben den größten monumentalen Verherrlichungen der Astrologie, wie die Fresken im Salone zu Padua¹ und diejenigen in Borsos Sommerpalast (Schifanoja) zu Ferrara, neben dem unverschämten Anpreisen, das sich selbst ein Beroaldus der ältere² erlaubt, tönt immer wieder der laute Protest der Nichtbetörten und Denkenden. Auch auf dieser Seite hatte das Altertum vorgearbeitet, doch reden sie hier nicht den Alten nach, sondern aus ihrem eigenen gesunden Menschenverstande und aus ihrer Beobachtung heraus. Petrarcas Stimmung gegen die Astrologen, die er aus eigenem Umgang kannte, ist derber Hohn³, und ihr System durchschaut er in seiner Lügenhaftigkeit. Sodann ist die Novelle seit ihrer Geburt, seit den cento novelle antiche, den Astrologen fast immer feindlich⁴. Die florentinischen Chronisten wehren sich auf das tapferste, auch wenn sie den Wahn, weil er in die Tradition verflochten ist, mitteilen müssen. Giovanni Villani sagt es mehr als einmal⁵: „Keine Konstellation

¹ Es sind die von Mireto zu Anfang des 15. Jahrh. gemalten; laut Scardeonius waren sie bestimmt ad indicandum nascentium naturas per gradus et numeros, ein populärerer Beginn, als wir uns jetzt leicht vorstellen. Es war Astrologie à la portée de tout le monde.

² Er meint (Orationes S. 35, oratio nuptialis habita Mediolani) von der Sterndeutung: haec efficit ut homines parum a Diis distare videantur! — Ein anderer Enthusiast aus derselben Zeit ist Jov. Garzonius, ne dignitate urbis Bononiae bei Murat. XXI, Col. 1163.

³ Petrarca, epp. seniles III, ed. Fracassetti I, 132 ff. Der genannte Brief ist an Boccaccio gerichtet, welcher ebenso gedacht haben muß. [Zusatz Geigers: Petrarca, so eifrig er gegen Astrologie losfuhr, nannte doch Mayno de' Mayneri, den „großen Astrologen“, seinen guten Freund und tat sich auf die in seiner Jugend erhaltene Prophezeiung, es werde etwas Großes aus ihm werden, viel zugute (Sen. III, vgl. Rajna, Giorn. stor. X, 101 ff.)]

⁴ Bei Franco Sacchetti macht Nov. 151 ihre Weisheit lächerlich.

⁵ Giov. Villani III, 1. X, 39. [Zusatz Geigers: Derselbe G. V. vertieft sich aber an andern Stellen andächtig und gläubig in astrologische Forschungen, X, 120. XII, 40.]

kann den freien Willen des Menschen unter die Notwendigkeit zwingen, noch auch den Beschluß Gottes“; Matteo Villani erklärt die Astrologie für ein Laster, das die Florentiner mit anderm Aberglauben von ihren Vorfahren, den heidnischen Römern, geerbt hätten. Es blieb aber nicht bei bloß literarischer Erörterung, sondern die Parteien, die sich darob bildeten, stritten öffentlich; bei der furchtbaren Überschwemmung des Jahres 1333 und wiederum 1345 wurde die Frage über Sternenschicksal und Gottes Willen und Strafgerechtigkeit zwischen Astrologen und Theologen höchst umständlich diskutiert¹. Diese Verwahrungen hören die ganze Zeit der Renaissance hindurch niemals völlig auf², und man darf sie für aufrichtig halten, da es durch Verteidigung der Astrologie leichter gewesen wäre, sich bei den Mächtigen zu empfehlen, als durch Anfeindung derselben.

In der Umgebung des Lorenzo magnifico, unter seinen namhaftesten Platonikern, herrschte hierüber Zwiespalt. Marsilio Ficino verteidigte die Astrologie und stellte den Kindern vom Hause das Horoskop, wie er denn auch dem kleinen Giovanni geweissagt haben soll, er würde ein Papst — Leo X. — werden³. Dagegen macht Pico della Mirandola wahrhaft Epoche in dieser Frage durch seine berühmte Widerlegung⁴. Er weist im Sternenglauben eine Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit nach; wenn der Astrologe an irgend etwas glauben wolle, so müsse er am ehesten die Planeten als Götter verehren, indem ja von ihnen alles Glück und Unheil hergeleitet werde; auch aller übrige Aberglaube finde hier ein bereitwilliges Organ,

¹ Giov. Villani XI, 2. XII, 4.

² Auch jener Verfasser der *Annales Placentini* (bei Murat. XX, Col. 931), der o. S. 220 A. 1 erwähnte Alberto di Rivalta, schließt sich dieser Polemik an. Die Stelle ist aber anderweitig merkwürdig, weil sie die damaligen Meinungen über die neun bekannten und hier mit Namen genannten Kometen enthält. Vgl. Gio. Villani XI, 67.

³ Paul. Jov. Vita Leonis X. L. III, wo dann bei Leo selbst wenigstens ein Glaube an Vorbedeutungen usw. zum Vorschein kommt. [Geiger erklärt diese Nachrichten des Giovio für erdichtet.]

⁴ Jo. Pici Mirand. *adversus astrologos libri XII* (zuerst gedruckt 1495).

indem Geomantie, Chiromantie und Zauber jeder Art für die Wahl der Stunde sich zunächst an die Astrologie wendeten. In betreff der Sitten sagt er: eine größere Förderung für das Böse gäbe es gar nicht, als wenn der Himmel selbst als Urheber desselben erscheine, dann müsse auch der Glaube an ewige Seligkeit und Verdammnis völlig schwinden. Pico hat sich sogar die Mühe genommen, auf empirischem Wege die Astrologen zu kontrollieren; von ihren Wetterprophezeiungen für die Tage eines Monats fand er drei Vierteile falsch. Die Hauptsache aber war, daß er (im IV. Buche) eine positive christliche Theorie über Weltregierung und Willensfreiheit vortrug, welche auf die Gebildeten der ganzen Nation einen größeren Eindruck gemacht zu haben scheint als alle Bußpredigten, von welchen diese Leute oft nicht mehr erreicht wurden.

Vor allem verleidet er den Astrologen die weitere Publikation ihrer Lehrgebäude¹, und die, welche bisher dergleichen hatten drucken lassen, schämten sich mehr oder weniger. Gioviano Pontano z. B. hatte in seinem Buche „vom Schicksal“ (o. S. 478) die ganze Wahnwissenschaft anerkannt und sie in einem eigenen großen Werke² theoretisch in der Art des alten Firmicus vorgetragen; jetzt in seinem Dialog „Aegidius“ gibt er zwar nicht die Astrologie preis, rühmt aber den freien Willen und beschränkt den Einfluß der Sterne auf die körperlichen Dinge. Die Sache blieb in Übung, aber sie scheint doch nicht mehr das Leben so beherrscht zu haben wie früher. Die Malerei, welche im 15. Jahrhundert den Wahn nach Kräften verherrlicht hatte, spricht nun die veränderte Denkweise aus: Raffael in der Kuppel der Kapelle Chigi³ stellt ringsum die Planetengötter und den Fixsternhimmel dar, aber bewacht und geleitet von herrlichen Engelgestalten und von oben herab gesegnet durch den ewigen Vater. Noch ein anderes

¹ Laut Paul. Jov. Elog. lit. S. 76 ff., sub tit. Jo. Picus, war seine Wirkung diese, ut subtilium disciplinarum professores a scribendo deterruisse videatur.

² De rebus coelestibus libri 14 (Opp. III, 1963—2591).

³ In S. Maria del popolo in Rom. — Die Engel erinnern an die Theorie Dantes zu Anfang des Convivio.

Element scheint der Astrologie in Italien feindlich gewesen zu sein: die Spanier hatten keinen Teil daran, auch ihre Generale nicht, und wer sich bei ihnen in Gunst setzen wollte¹, bekannte sich auch wohl ganz offen als Feind der für sie halbketzerischen, weil halbmohammedanischen Wissenschaft. Freilich noch 1529 meint Guicciardini: wie glücklich doch die Astrologen seien, denen man glaube, wenn sie unter hundert Lügen eine Wahrheit vorbrächten, während andere, die unter hundert Wahrheiten eine Lüge sagten, um allen Kredit kämen². Und überdies schlug die Verachtung der Astrologie nicht notwendig in Vorseungsglauben um, sie konnte sich auch auf einen allgemeinen unbestimmten Fatalismus zurückziehen.

Italien hat in dieser wie in andern Beziehungen den Kulturtrieb der Renaissance nicht gesund durch- und ausleben können, weil die Eroberung und die Gegenreformation dazwischenkam. Ohne dieses würde es wahrscheinlich die phantastischen Torheiten völlig aus eigenen Kräften überwunden haben. Wer nun der Ansicht ist, daß Invasion und katholische Reaktion notwendig und vom italienischen Volk ausschließlich selbst verschuldet gewesen seien, wird ihm auch die daraus erwachsenen geistigen Verluste als gerechte Strafe zuerkennen. Nur schade, daß Europa dabei ebenfalls ungeheuer verloren hat.

Bei weitem unschuldiger als die Sterndeutung erscheint der Glaube an Vorzeichen. Das ganze Mittelalter hatte einen großen Vorrat desselben aus seinen verschiedenen Heidentümern ererbt, und Italien wird wohl darin am wenigsten zurückgeblieben sein. Was aber die Sache hier eigentümlich färbt, ist die Unterstützung, welche der Humanismus diesem populären Wahn leistet; er kommt dem ererbten Stück Heidentum mit einem literarisch erarbeiteten zu Hilfe.

¹ Dies ist wohl der Fall mit Antonio Galateo, der in einem Brief an Ferdinand den Katholischen (Mai, Spicileg. rom. vol. VIII S. 226, vom Jahre 1510) die Astrologie heftig verleugnet, in einem andern Brief an den Grafen von Potenza jedoch (ebenda S. 539) aus den Sternen schließt, daß die Türken heuer Rhodus angreifen würden.

² Ricordi a. a. O. N. 57.

Der populäre Aberglaube der Italiener bezieht sich bekanntlich auf Ahnungen und Schlüsse aus Vorzeichen¹, woran sich dann noch eine meist unschuldige Magie anschließt. Nun fehlte es zunächst nicht an gelehrten Humanisten, welche wacker über diese Dinge spotten und sie bei diesem Anlaß berichten. Derselbe Giovanni Pontano, welcher jenes große astrologische Werk (S. 491) verfaßte, zählt in seinem „Charon“ ganz mitleidig allen möglichen neapolitanischen Aberglauben auf: den Jammer der Weiber, wenn ein Huhn oder eine Gans den Pips bekommt; die tiefe Besorgnis der vornehmen Herren, wenn ein Jagdfalke ausbleibt, ein Pferd den Fuß verstaucht; den Zauberspruch der apulischen Bauern, welchen sie in drei Samstagsnächten hersagen, wenn tolle Hunde das Land unsicher machen usw. Überhaupt hatte die Tierwelt ein Vorrecht des Ominösen gerade wie im Altertum, und vollends jene auf Staatskosten unterhaltenen Löwen, Leoparden u. dgl. (oben S. 271 f.) gaben durch ihr Verhalten dem Volke um so mehr zu denken, als man sich unwillkürlich gewöhnt hatte, in ihnen das lebendige Symbol des Staates zu erblicken. Als während der Belagerung 1529 ein angeschossener Adler nach Florenz hereinflog, gab die Signorie dem Überbringer vier Dukaten, weil es ein gutes Augurium sei². Dann waren bestimmte Zeiten und Orte für bestimmte Verrichtungen günstig oder ungünstig, oder überhaupt entscheidend.

Die Florentiner glaubten, wie Varchi meldet, der Sonnabend sei ihr Schicksalstag, an welchem alle wichtigen Dinge, gute sowohl als böse, zu geschehen pflegten. Ihr Vorurteil gegen Kriegauszüge durch eine bestimmte Gasse wurde schon (S. 486) erwähnt; bei den Peruginern dagegen gilt eines ihrer Tore, die Porta eburnea, als glückverheißend, so daß die Baglioni zu jedem Kampfe dort hinausmarschieren ließen³. Dann nehmen Meteore und

¹ Eine Masse solchen Wahnes beim letzten Visconti zählt Decembrio (Murat. XX, Col. 1016 ff.) auf.

² Varchi, Stor. fior. L. IV S. 174. Ahnung und Weissagung spielten damals in Florenz fast dieselbe Rolle wie einst in dem belagerten Jerusalem. Vgl. ebenda III, 143. 195. IV, 43. 177.

³ Matarazzo, Arch. stor. XVI, 2 S. 208.

Himmelszeichen dieselbe Stelle ein wie im ganzen Mittelalter, und aus sonderbaren Wolkenbildungen gestaltet die Phantasie auch jetzt wieder streitende Heere und glaubt deren Lärm hoch in der Luft zu hören¹. Schon bedenklicher wird der Aberglaube, wenn er sich mit heiligen Dingen kombiniert, wenn z. B. Madonnenbilder die Augen bewegen² oder weinen, ja wenn Landeskalamitäten mit irgendeinem angeblichen Frevel in Verbindung gebracht werden, dessen Sühnung dann der Pöbel verlangt (S. 456 f.).

Als Piacenza 1478 von langem und heftigem Regen heimgesucht wurde, hieß es, derselbe werde nicht aufhören, bis ein gewisser Wucherer, der unlängst in S. Francesco begraben worden war, nicht mehr in geweihter Erde ruhe. Da sich der Bischof weigerte, die Leiche gutwillig ausgraben zu lassen, holten die jungen Burschen sie mit Gewalt, zerrten sie in den Straßen unter greulichem Tumult herum, ließen sie von ehemaligen Schuldnern beschimpfen und tätlich beleidigen und warfen sie zuletzt in den Po. „Das Wunderbare war, daß der Regen nun sofort aufhörte“, setzt der Chronist hinzu³. Freilich auch ein Angelo Poliziano läßt sich auf dieselbe Anschauungsweise ein, wo es Giacomo Pazzi gilt, einem Hauptanstifter der nach seiner Familie benannten Verschwörung zu Florenz in demselben Jahre 1478. Als man ihn erdrosselte, hatte er mit fürchterlichen Worten seine Seele dem Satan übergeben. Nun trat auch hier Regen ein, so daß die Getreideernte bedroht war; auch hier grub ein Haufe von Leuten (meist Bauern) die Leiche in der Kirche aus, und alsobald wichen die Regenwolken und die Sonne erglänzte

¹ Prato, Arch. stor. III S. 324, zum J. 1514.

² Wie die Madonna dell' arbore im Dom von Mailand 1515 tat, vgl. Prato a. a. O. S. 327. Freilich erzählt derselbe Chronist S. 357, daß man beim Graben der Fundamente für den Bau der triulzischen Grabkapelle (bei S. Nazaro) einen toten Drachen so dick wie ein Pferd gefunden habe; man brachte den Kopf in den Palast Triulzi und gab den Rest preis.

³ Diarium Parmense, Murat. XXII, Col. 280. Dieser Autor teilt auch sonst jenen konzentrierten Haß gegen die Wucherer, wovon das Volk erfüllt ist. Vgl. Col. 371.

— „so günstig war das Glück der Volksmeinung“, fügte der große Philologe bei¹. Zunächst wurde die Leiche in ungeweihter Erde verscharrt, des folgenden Tages aber wiederum ausgegraben und nach einer entsetzlichen Prozession durch die Stadt in den Arno versenkt.

Solche und ähnliche Züge sind wesentlich populär und können im 10. Jahrhundert so gut vorgekommen sein wie im 16. Nun mischt sich aber auch hier das literarische Altertum ein. Von den Humanisten wird ausdrücklich versichert, daß sie den Prodigien und Augurien ganz besonders zugänglich gewesen, und Beispiele davon (o. S. 476) wurden bereits erwähnt. Wenn es aber irgend-eines Beleges bedürfte, so würde ihn schon der eine Poggio gewähren. Derselbe radikale Denker, welcher den Adel und die Ungleichheit der Menschen negiert (S. 337), glaubt nicht nur an allen mittelalterlichen Geister- und Teufelsspuk, sondern auch an Prodigien antiker Art, z. B. an diejenigen, welche beim letzten Besuch Eugens IV. in Florenz berichtet wurden². „Da sah man in der Nähe von Como des Abends 4000 Hunde, die den Weg nach Deutschland nahmen; auf diese folgte eine große Schar Rinder, dann ein Heer von Bewaffneten zu Fuß und zu Roß, teils ohne Kopf, teils mit kaum sichtbaren Köpfen, zuletzt ein riesiger Reiter, dem wieder eine Herde von Rindern nachzog.“ Auch an eine Schlacht von Elstern und Dohlen glaubt Poggio. Ja, er erzählt, vielleicht ohne es zu merken, ein ganz wohl erhaltenes Stück antiker Mythologie. An der dalmatinischen Küste nämlich erscheint ein Triton, bärtig und mit Hörnchen, als echter Meersatyr, unten in Flossen und in einen Fischleib ausgehend; er fängt Kinder und Weiber vom Ufer weg, bis ihn fünf tapfere Waschfrauen mit Steinen und Prügeln

¹ Conjuratōnis Pactianae commentarius, in den Beilagen zu Roscoe, Leben des Lorenzo. Poliziano war sonst wenigstens Gegner der Astrologie.

² Poggii facetiae S. 167. 174. 179. 180. — Aen. Sylvius: De Europa c. 53. 54 (Opera S. 451. 455) erzählt wenigstens wirklich geschehene Prodigien, z. B. Tierschlachten, Wolkenerscheinungen usw. und gibt sie schon wesentlich als Kuriositäten, wenn er auch die betreffenden Schicksale daneben nennt.

töten¹. Ein hölzernes Modell des Ungetüms, welches man in Ferrara zeigt, macht dem Poggio die Sache völlig glaublich. Zwar Orakel gab es keine mehr, und Götter konnte man nicht mehr befragen, aber das Aufschlagen des Virgil und die ominöse Deutung der Stelle, auf die man traf (*sortes vergilianae*), wurde wieder Mode². Außerdem blieb der Dämonenglaube des spätesten Altertums gewiß nicht ohne Einfluß auf denjenigen der Renaissance. Die Schrift des Jamblichus oder Abammon über die Mysterien der Ägypter, welche hiezu dienen konnte, ist schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in lateinischer Übersetzung gedruckt worden. Sogar die platonische Akademie in Florenz z. B. ist von solchem und ähnlichem neuplatonischem Wahn der sinkenden Römerzeit nicht ganz frei geblieben. Von diesem Glauben an die Dämonen und dem damit zusammenhängenden Zauber muß nunmehr die Rede sein.

Der Populärglaube an das, was man die Geisterwelt nennt³, ist in Italien so ziemlich derselbe wie im übrigen Europa. Zunächst gibt es auch dort Gespenster, d. h. Erscheinungen Verstorbener, und wenn die Anschauung von der nordischen etwas abweicht, so verrät sich dies höchstens durch den antiken Namen *ombra*. Wenn sich noch heute ein solcher Schatten erzeugt, so läßt man ein paar Messen für seine Ruhe lesen. Daß die Seelen böser Menschen in furchtbarer Gestalt erscheinen, versteht sich von selbst, doch geht daneben noch eine besondere Ansicht einher, wonach die Gespenster Verstorbener überhaupt böse wären. Die Toten bringen die kleinen Kinder

¹ Poggii *facetiae* S. 160, vgl. Pausanias IX, 20.

² Varchi III S. 195. Zwei Verdächtige entschließen sich 1529 zur Flucht aus dem Staate, weil sie Verg. Aen. III, 44 aufschlugen. Vgl. Rabelais, *Pantagruel* III, 10.

³ Phantasien von Gelehrten, wie z. B. den *splendor* und den *spiritus* des Hier. Cardanus und den *Daemon familiaris* seines Vaters lassen wir auf sich beruhen. Vgl. Cardanus, *de propria vita*, cap. 4. 38. 47. Er selber war Gegner der Magie, cap. 39. Die Prodigien und Gespenster, die ihm begegnet, cap. 37. 41. Wie weit die Gespensterfurcht des letzten Visconti ging, vgl. Decembrio bei Murat. XX, Col. 1016.

um, meint der Kaplan bei Bandello¹. Wahrscheinlich trennt er hiebei in Gedanken noch einen besonderen Schatten von der Seele, denn diese büßt ja im Fegefeuer, und wo sie erscheint, pflegt sie nur zu flehen und zu jammern. Andere Male ist, was erscheint, nicht sowohl das Schattenbild eines bestimmten Menschen als das eines Ereignisses, eines vergangenen Zustandes. So erklären die Nachbarn den Teufelsspuk im alten viscontinischen Palast bei S. Giovanni in Conca zu Mailand; hier habe einst Bernabò Visconti unzählige Opfer seiner Tyrannei foltern und erdrosseln lassen, und es sei kein Wunder, wenn sich etwas erzeuge². Freilich war es in diesem Falle nur ein Amant, der den Gemahl seiner Dame, den Bewohner des Palastes, erschrecken wollte. Er und die Seinigen verkleideten sich in Teufel; einen, der alle Tierstimmen nachmachen konnte, hatte er sogar von auswärts kommen lassen. Einem ungetreuen Armenhausverwalter zu Perugia erschien eines Abends, als er Geld zählte, ein Schwarm von Armen mit Lichtern in den Händen und tanzte vor ihm herum; eine große Gestalt aber führte drohend das Wort für sie, es war S. Alò, der Schutzheilige des Armenhauses³. Diese Anschauungen verstanden sich so sehr von selbst, daß auch Dichter ein allgemein gültiges Motiv darin finden konnten. Sehr schön gibt z. B. Castiglione die Erscheinung des erschossenen Lodovico Pico unter den Mauern des belagerten Mirandola wieder⁴. Freilich die Poesie benutzt dergleichen gerade am liebsten, wenn der Poet selber schon dem betreffenden Glauben entwachsen ist.

Sodann war Italien mit derselben Volksansicht über die Dämonen erfüllt wie alle Völker des Mittelalters. Man war überzeugt, daß Gott den bösen Geistern jedes Ranges bisweilen eine große zerstörende Wirkung gegen einzelne

¹ Molte fiato i morti guastano le creature. Bandello II, Nov. 1

² Bandello III, Nov. 20.

³ Graziani, Arch. stor. XVI, 1 S. 640, ad a. 1467. Der Verwalter starb vor Schrecken.

⁴ Balth. Castilionii carmina ed. P. A. Serassi II, 294 ff.: Prosopopeja Lud. Pici.

Teile der Welt und des Menschenlebens zulasse; alles, was man einbedang, war, daß wenigstens der Mensch, welchem die Dämonen als Versucher nahten, seinen freien Willen zum Widerstand anwenden könne. In Italien nimmt zumal das Dämonische der Naturereignisse im Mund des Volkes leicht eine poetische Größe an. In der Nacht vor der großen Überschwemmung des Arnotales 1333 hörte einer der heiligen Einsiedler oberhalb Vallombrosa in seiner Zelle ein teuflisches Getöse, bekreuzte sich, trat unter die Tür und erblickte schwarze und schreckliche Reiter in Waffen vorüberjagen. Auf sein Beschwören stand ihm einer davon Rede: „Wir gehen und ersäufen die Stadt Florenz um ihrer Sünde willen, wenn Gott es zuläßt“¹. Womit man die faßt gleichzeitige venezianische Erscheinung (1340) vergleichen mag, aus welcher dann irgendein großer Meister der Schule von Venedig, wahrscheinlich Giorgione, ein wundersames Bild, in der Pinakothek zu Venedig, gemacht hat: jene Galeere voller Dämonen, welche mit der Schnelligkeit eines Vogels über die stürmische Lagune daherjagte, um die sündige Inselstadt zu verderben, bis die drei Heiligen, welche unerkant in die Barke eines armen Schiffers gestiegen waren, durch ihre Beschwörung die Dämonen und ihr Schiff in den Abgrund der Fluten trieben. Zu diesem Glauben gesellt sich nun der Wahn, daß der Mensch sich durch Beschwörung den Dämonen nähern, ihre Hilfe zu seinen irdischen Zwecken der Habgier, Machtgier und Sinnlichkeit benutzen könne. Hiebei gab es wahrscheinlich viele Verklagte früher, als es viele Schuldige gab; erst als man vorgebliche Zauberer und Hexen verbrannte, begann die wirkliche Beschwörung und der absichtliche Zauber häufiger zu werden. Aus dem Qualm der Scheiterhaufen, auf welchen man jene Verdächtigen geopfert, stieg erst der narkotische Dampf empor, der eine größere Anzahl von verlorenen Menschen zur Magie begeisterte. Ihnen schlossen sich dann noch resolute Betrüger an.

¹ Giov. Villani XI, 2. Er hatte es vom Abt der Vallombrosaner, dem es der Eremit eröffnet hatte.

Die populäre und primitive Gestalt, in welcher dieses Wesen vielleicht seit der Römerzeit ununterbrochen fortgelebt hatte, ist das Treiben der Hexe (strega). Sie kann sich so gut als völlig unschuldig gebärden, solange sie sich auf die Divination beschränkt¹, nur daß der Übergang vom bloßen Voraussagen zum Bewirkenhelfen oft unmerklich und doch eine entscheidende Stufe abwärts sein kann. Handelt es sich einmal um wirkenden Zauber, so traut man der Hexe hauptsächlich die Erregung von Liebe und Haß zwischen Mann und Weib, doch auch rein zerstörende, boshafte Malefizien zu, namentlich das Hinsiechen von kleinen Kindern, auch wenn dasselbe noch so handgreiflich von Verwahrlosung und Unvernunft der Eltern herrührt. Nach allem bleibt dann noch die Frage übrig, wieweit die Hexe durch bloße Zaubersprüche, Zeremonien und unverstandene Formeln, oder aber durch bewußte Anrufung der Dämonen gewirkt haben soll, abgesehen von den Arzneien und Giften, die sie in voller Kenntnis von deren Wirkung mag verabfolgt haben.

Die unschuldigere Art, wobei noch Bettelmönche als Konkurrenten aufzutreten wagen, lernt man z. B. in der Hexe von Gaeta kennen, welche Pontano² uns vorführt. Sein Reisender Suppatius gerät in ihre Wohnung, während sie gerade einem Mädchen und einer Dienstmagd Audienz gibt, die mit einer schwarzen Henne, neun am Freitag gelegten Eiern, einer Ente und weißem Faden kommen, sintemal der dritte Tag seit Neumond ist; sie werden nun weggeschickt und auf die Dämmerung wieder herbeschieden. Es handelt sich hoffentlich nur um Divination; die Herrin der Dienstmagd ist von einem Mönch geschwängert, dem Mädchen ist sein Liebhaber untreu geworden und ins Kloster gegangen. Die Hexe klagt: „Seit meines Mannes Tod lebe ich von diesen Dingen und könnte es bequem haben, da unsere Gaetanerinnen

¹ Dies möchte der Fall gewesen sein bei der merkwürdigen Bessenenen, welche um 1513 in Ferrara und an andern Orten von lombardischen Großen um der Weissagung willen konsultiert wurde; sie hieß Rodogina. Näheres bei Rabelais, Pantagruel IV, 58.

² Jovian. Pontan., Antonius.

einen ziemlich starken Glauben besitzen, wenn nicht die Mönche mir den Profit vorwegnehmen, indem sie Träume deuten, den Zorn der Heiligen sich abkaufen lassen, den Mädchen Männer, den Schwängern Knaben, den Unfruchtbaren Kinder versprechen und überdies des Nachts, wenn das Mannsvolk auf dem Fischfang aus ist, die Weiber heimsuchen, mit welchen sie des Tages in der Kirche Abreden getroffen haben.“ Suppatius warnt sie vor dem Neid des Klosters, aber sie fürchtet nichts, weil der Guardian ihr alter Bekannter ist.

Der Wahn jedoch schafft sich nun eine schlimmere Gattung von Hexen; solche, die durch bösen Zauber die Menschen um Gesundheit und Leben bringen. Bei diesen wird man auch, sobald der böse Blick usw. nicht ausreichte, zuerst an Beihilfe mächtiger Geister gedacht haben. Ihre Strafe ist, wie wir schon bei Anlaß der Finicella (S. 444) sahen, der Feuertod, und doch läßt der Fanatismus damals noch mit sich handeln; im Stadtgesetz von Perugia z. B. können sie sich mit 400 Pfund loskaufen¹. Ein konsequenter Ernst wurde damals noch nicht auf die Sache gewendet. Auf dem Boden des Kirchenstaates, im Hochappenin, und zwar in der Heimat des hl. Benedikt, zu Norcia (Nursia), behauptete sich ein wahres Nest des Hexen- und Zauberwesens. Die Sache war völlig notorisch. Es ist einer der merkwürdigsten Briefe des Aeneas Sylvius², aus seiner frühern Zeit, der hierüber Aufschluß gibt. Er schreibt an seinen Bruder: „Überbringer dieses ist zu mir gekommen, um mich zu fragen, ob ich nicht in Italien einen Venusberg wüßte? in einem solchen nämlich würden magische Künste gelehrt, nach welchen sein Herr, ein Sachse und großer Astronom³, Begierde

¹ Graziani, Arch. stor. XVI, 1 S. 565, ad a. 1455, bei Anlaß einer Hexe von Nocera, welche nur die Hälfte bot und verbrannt wurde. Das Gesetz beschlägt solche, die: *faciono le fature ovvero venefitie ovvero encantatione d'inmundi spiriti a nuocere*. (Anm. 1 und 2 das.)

² Lib. I, ep. 46. Opera S. 531 ff. Statt *umbra* S. 532 ist *Umbria*, statt *lacum locum* zu lesen.

³ Später nennt er ihn *Medicus Ducis Saxoniae, homo tum dives tum potens*.

trüge. Ich sagte, ich kenne einen Porto Venere unweit Carrara an der ligurischen Felsküste, wo ich auf der Reise nach Basel drei Nächte zubrachte; auch fand ich, daß in Sizilien ein der Venus geweihter Berg Eryx vorhanden sei, weiß aber nicht, daß dort Magie gelehrt werde. Unter dem Gespräch jedoch fiel mir ein, daß in Umbrien, im alten Herzogtum (Spoleto), unweit der Stadt Nursia eine Gegend ist, wo sich unter einer steilen Felswand eine Höhle findet, in welcher Wasser fließt. Dort sind, wie ich mich entsinne gehört zu haben, Hexen (striges), Dämonen und nächtliche Schatten, und wer den Mut hat, kann Geister (spiritus) sehen und anreden und Zauberkünste lernen¹. Ich habe es nicht gesehen, noch mich bemüht, es zu sehen, denn, was man nur mit Sünden lernt, das kennt man besser gar nicht.“ Nun nennt er aber seinen Gewährsmann und ersucht den Bruder, den Überbringer dieses Briefes zu jenem hinzuführen, wenn er noch lebe. Aeneas geht hier in der Gefälligkeit gegen einen Hochstehenden sehr weit, aber für seine Person ist er nicht nur freier von allem Aberglauben als seine Zeitgenossen (S. 457, 483), sondern er hat darüber auch eine Prüfung bestanden, die noch heute nicht jeder Gebildete aushalten würde. Als er zur Zeit des Baseler Konzils zu Mailand 75 Tage lang am Fieber daniederlag, konnte man ihn doch nie dazu bewegen, auf die Zaubärzte zu hören, obwohl ihm ein Mann ans Bett gebracht wurde, der kurz vorher 2000 Soldaten im Lager des Piccinino auf wunderbare Weise vom Fieber kuriert haben sollte. Noch leidend reiste Aeneas über das Gebirge nach Basel und genas im Reiten².

Weiter erfahren wir etwas von der Umgegend Norcias durch den Nekromanten, welcher den trefflichen Benvenuto Cellini in seine Gewalt zu bekommen suchte.

¹ Eine Art von Höllenloch kannte man im 14. Jahrh. unweit Ansedonia in Toscana. Es war eine Höhle, wo man im Sande Tier- und Menschenspuren sah, welche, auch wenn man sie verwischte, des folgenden Tages doch wieder sichtbar waren. Uberti, il Dittamondo, L. III, cap. 9.

² Pii II. comment. L. I. S. 10.

Es handelt sich darum¹, ein neues Zauberbuch zu weihen, und der schicklichste Ort hiefür sind die dortigen Gebirge; zwar hat der Meister des Zauberers einmal ein Buch geweiht in der Nähe der Abtei Farfa, aber es ergaben sich dabei Schwierigkeiten, die man bei Norcia nicht anträfe; überdies sind die nursinischen Bauern zuverlässige Leute, haben einige Praxis in der Sache und können im Notfall mächtige Hülfe leisten. Der Ausflug unterblieb dann, sonst hätte Benvenuto auch die Helfershelfer des Gauners kennen gelernt. Damals war diese Gegend völlig sprichwörtlich. Aretino sagt irgendwo von einem verhexten Brunnen: es wohnten dort die Schwester der Sibylle von Norcia und die Tante der Fata Morgana. Und um dieselbe Zeit durfte doch Trissino in seinem großen Epos² jene Örtlichkeit mit allem möglichen Aufwand von Poesie und Allegorie als den Sitz der wahren Weissagung feiern. Mit der berühmten Bulle Innocenz' VIII. (1484)³ wird dann bekanntlich das Hexenwesen und dessen Verfolgung zu einem großen und scheußlichen System. Beiläufig glaube ich mich zu der Bemerkung veranlaßt, daß hier bei längerer Betrachtung jeder Gedanke an einen ursprünglichen objektiven Tatbestand, an Reste heidnischen Glaubens usw. verschwindet. Wer sich überzeugen will, wie die Phantasie der Bettelmönche die einzige Quelle dieses ganzen Wahns ist, verfolge in den Memoiren von Jaques du Clerc den sogenannten Waldenserprozeß von Arras im Jahre 1459. Erst durch hundertjähriges Hineinverhören brachte man auch die Phantasie des Volkes auf den Punkt, wo sich das ganze scheußliche Wesen von selbst verstand und sich vermeintlich neu erzeugte.

¹ Benv. Cellini, L. I, cap. 65.

² L' Italia liberata da' Goti, canto XIV. Man kann fragen, ob Trissino selber noch an die Möglichkeit seiner Schilderung glaubt, oder ob es sich bereits um ein Element freier Romantik handelt. Derselbe Zweifel ist bei seinem vermutlichen Vorbild Lucan (Ges. VI.) gestattet, wo die thessalische Hexe dem Sextus Pompejus zu Gefallen eine Leiche beschwört.

³ Septimo Decretal. Lib. V, Tit. XII. Sie beginnt: *summīs desiderantes affectibus etc.* [Pastor, III, 250 ff. leugnet nachdrücklich, daß Innocenz mit dieser Bulle die Hexenprozesse eingeführt habe.]

Wie die Hauptträger dieses Systems deutsche Dominikaner waren, so wurde auch Deutschland am meisten durch diese Geißel heimgesucht und von Italien in auffallender Weise diejenigen Gegenden, welche Deutschland am nächsten lagen. Schon die Befehle und Bullen der Päpste selber (Alexanders VI., Leos X., Hadrians VI.) beziehen sich z. B. auf die dominikanische Ordensprovinz Lombardia, auf die Diözesen Brescia und Bergamo, auf Cremona. Sodann erfährt man aus Sprengers berühmter theoretisch-praktischer Anweisung, dem *Malleus Maleficarum*, daß zu Como schon im ersten Jahre nach Erlaß der Bulle 41 Hexen verbrannt wurden; Scharen von Italienerinnen flüchteten auf das Gebiet Erzherzog Sigismunds, wo sie sich noch sicher glaubten. Endlich setzt sich dies Hexenwesen in einigen unglücklichen Alpentälern, besonders Val Camonica¹, ganz unaustilgbar fest; es war dem System offenbar gelungen, Bevölkerungen, welche irgendwie speziell disponiert waren, bleibend mit seinem Wahn zu entzünden. Dieses wesentlich deutsche Hexentum ist diejenige Nuance, an welche man bei Geschichten und Novellen aus Mailand, Bologna usw.² zu denken hat. Wenn es in Italien nicht weiter um sich griff, so hing dies vielleicht davon ab, daß man hier bereits eine ausgebildete *Stregheria* besaß und kannte, welche auf wesentlich andern Voraussetzungen beruhte. Die italienische Hexe treibt ein Gewerbe und braucht Geld, und vor allem Besinnung. Von jenen hysterischen Träumen der nordischen Hexen, von weiten Ausfahrten, Incubus und Succubus ist keine Rede; die *Strega* hat für das Vergnügen anderer Leute zu sorgen. Wenn man ihr zutraut, daß sie verschiedene

¹ Sprichwörtlich als Hexenland genannt, z. B. im *Orlandino*, cap. I Str. 12.

² Z. B. *Bandello III*, Nov. 29. 52. Prato, *Arch. stor.* III S. 409. — Bursellis, *Ann. Bonon. Murat.* XXIII, Col. 897, erzählt bereits zum J. 1468 die Verurteilung eines Priors vom Servitenorden, welcher ein Geisterbordell hielt: *cives Bononienses coire faciebat cum daemonibus in specie puellarum*. Er brachte den Dämonen förmliche Opfer. — Eine Parallele hiezu bei Procop. *Hist. arcana*, c. 12, wo ein wirkliches Bordell von einem Dämon frequentiert wird, der die andern Gäste auf die Gasse wirft.

Gestalten annehmen, sich schnell an entfernte Orte versetzen könne, so läßt sie sich dergleichen insofern gefallen, als es ihr Ansehen erhöht; dagegen ist es schon überwiegend gefährlich für sie, wenn die Furcht vor ihrer Bosheit und Rache, besonders vor der Verzauberung von Kindern, Vieh und Feldfrüchten, überhand nimmt. Es kann für Inquisitoren und Ortsbehörden eine höchst populäre Sache werden, sie zu verbrennen.

Weit das wichtigste Feld der Strega sind und bleiben, wie schon angedeutet wurde, die Liebesangelegenheiten, worunter die Erregung von Liebe und Haß, das rachsüchtige Nestelknüpfen, das Abtreiben der Leibesfrucht, je nach Umständen auch der vermeintliche Mord des oder der Ungetreuen durch magische Begehungen und selbst die Giftküche¹ begriffen sind. Da man sich solchen Weibern nur ungern anvertraute, so entstand ein Dilettantismus, der ihnen dieses und jenes im stillen ablernte und auf eigene Hand damit weiter operierte. Die römischen Buhlerinnen z. B. suchten dem Zauber ihrer Persönlichkeit noch durch anderweitigen Zauber in der Art der horazischen Canidia nachzuhelfen. Aretino² kann nicht nur etwas über sie wissen, sondern auch in dieser Beziehung Wahres berichten. Er zählt die entsetzlichen Schmierereien auf, welche sich in ihren Schränken gesammelt vorfinden: Haare, Schädel, Rippen, Zähne, Augen von Toten, Menschenhaut, der Nabel von kleinen Kindern, Schuhsohlen und Gewandstücke aus Gräbern, ja, sie holen selbst von den Kirchhöfen verwesendes Fleisch und geben es dem Galan unvermerkt zu essen (nebst noch Unerhörterem). Haare, Nestel, Nägelabschnitte des Galans kochen sie in Öl, das sie aus ewigen Lämpchen in den Kirchen gestohlen. Von ihren Beschwörungen ist es die unschuldigste, wenn sie ein Herz aus heißer Asche formen und hineinstecken unter dem Gesang:

¹ Die ekelhaften Vorräte der Hexenküche vgl. Macaroneide, Phant. XVI, XXI, wo das ganze Treiben erzählt wird.

² Im Ragionamento del Zoppino. Er meint, die Buhlerinnen lernten ihre Weisheit besonders von gewissen Judenweibern, welche im Besitz von malie seien.

Prima che'l fuoco spenghi
Fa ch' a mia porta venghi;
Tal ti punga il mio amore
Quale io fo questo cuore.

Sonst kommen auch Zauberformeln bei Mondschein, Zeichnungen am Boden und Figuren aus Wachs oder Erz vor, welche ohne Zweifel den Geliebten vorstellen und je nach Umständen behandelt werden.

Man war an diese Dinge doch so sehr gewöhnt, daß ein Weib, welches ohne Schönheit und Jugend gleichwohl einen großen Reiz auf die Männer ausübte, ohne weiteres in den Verdacht der Zauberei geriet. Die Mutter des Sanga¹ (Sekretärs bei Clemens VII.) vergiftete dessen Geliebte, die in diesem Falle war; unseligerweise starb aber auch der Sohn und eine Gesellschaft von Freunden, die von dem vergifteten Salat mit aßen.

Nun folgt, nicht als Helfer, sondern als Konkurrent der Hexe, der mit den gefährlicheren Aufgaben noch besser vertraute Zauberer oder Beschwörer, *incantatore*. Bisweilen ist er ebenso sehr oder noch mehr Astrolog als Zauberer; öfter mag er sich als Astrologen gegeben haben, um nicht als Zauberer verfolgt zu werden, und etwas Astrologie zur Ermittlung der günstigen Stunden konnte der Zauberer ohnehin nicht entbehren (S. 484 f., 490 f.). Da aber viele Geister gut² oder indifferent sind, so kann auch ihr Beschwörer bisweilen noch eine leidliche Reputation behaupten, und noch Sixtus IV. hat 1474 in einem ausdrücklichen Breve³ gegen einige bolognesische Karmeliter einschreiten müssen, welche auf der Kanzel sagten, es sei nichts Böses, von den Dämonen Bescheid zu begehren. An die Möglichkeit der Sache selber glaubten offenbar sehr viele; ein mittelbarer Beweis dafür liegt schon darin, daß auch die Frömmsten ihrerseits an erbetene Visionen guter Geister glaubten. Savonarola ist von solchen Dingen erfüllt, die florentinischen Platoniker

¹ Varchi, *stor. fior.* II S. 153.

² Diese Reservation wurde dann ausdrücklich betont Corn. Agrippa, *de occulta philosophia*, cap. 39.

³ *Septimo Decretal.* a. a. O.

reden von einer mystischen Vereinigung mit Gott, und Marcellus Palingenius (S. 241 f.) gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er mit geweihten Geistern umgehe¹. Ebenderselbe ist auch überzeugt vom Dasein einer ganzen Hierarchie böser Dämonen, welche, vom Mond herwärts wohnend, der Natur und dem Menschenleben auf-lauern²; ja, er erzählt von einer persönlichen Bekanntschaft mit solchen und da der Zweck unseres Buches eine systematische Darstellung des damaligen Geisterglaubens ohnehin nicht gestattet, so mag wenigstens der Bericht des Palingenius als Einzelbeispiel folgen³.

Er hat bei einem frommen Einsiedler auf dem Sorakte, zu S. Silvestro, sich über die Nichtigkeit des Irdischen und die Wertlosigkeit des menschlichen Lebens belehren lassen und dann mit einbrechender Nacht den Weg nach Rom angetreten. Da gesellen sich auf der Straße bei hellem Vollmond drei Männer zu ihm, deren einer ihn beim Namen nennt und ihn fragt, woher des Weges er komme? Palingenio antwortet: von dem Weisen auf jenem Berge. O du Tor, erwidert jener, glaubst du wirklich, daß auf Erden jemand weise sei? Nur höhere Wesen (Divi) haben Weisheit, und dazu gehören wir drei, obwohl wir mit Menschengestalt angetan sind; ich heiße Saracil, und diese hier Sathiel und Jana; unser Reich ist zunächst beim Mond, wo überhaupt die große Schar von Mittelwesen haust, die über Erde und Meer herrschen. Palingenio fragt nicht ohne inneres Beben, was sie in Rom vorhätten? — Die Antwort lautet: „Einer unserer Genossen, Ammon, wird durch magische Kraft von einem Jüngling aus Narni, aus dem Gefolge des Kardinals Orsini, in Knechtschaft gehalten; denn merkt euch's nur, Menschen, es liegt bei-läufig ein Beweis für eure eigene Unsterblichkeit darin, daß ihr unsereinen zwingen könnt; ich selbst habe einmal, in Kristall eingeschlossen, einem Deutschen dienen müssen, bis mich ein bärtiges Mönchlein befreite. Diesen Dienst wollen wir nun in Rom unserem Genossen zu

¹ Zodiacus vitae, XII, 363—539, vgl. X, 393 ff.

² Ibid. IX, 291 ff.

³ Ibid. IX, 770 ff.

leisten suchen und bei dem Anlaß ein paar vornehme Herren diese Nacht in den Orkus befördern.“ Bei diesen Worten des Dämons erhebt sich ein Lüftchen, und Sathiel sagt: „Höret, unser Remisses kommt schon von Rom zurück, dies Wehen kündigt ihn an.“ In der Tat erscheint noch einer, den sie fröhlich begrüßen und über Rom ausfragen. Seine Auskunft ist höchst antipäpstlich: Clemens VII. ist wieder mit den Spaniern verbündet und hofft Luthers Lehre nicht mehr mit Gründen, sondern mit dem spanischen Schwerte auszurotten; lauter Gewinn für die Dämonen, welche bei dem großen bevorstehenden Blutvergießen die Seelen Unzähliger zur Hölle führen werden. Nach diesen Reden, wobei Rom mit seiner Unsittlichkeit als völlig dem Bösen verfallen dargestellt wird, verschwinden die Dämonen und lassen den Dichter traurig seine Straße ziehen¹.

Wer sich von dem Umfang desjenigen Verhältnisses zu den Dämonen einen Begriff machen will, welches man noch öffentlich zugestehen durfte trotz des Hexenhammers usw., den müssen wir auf das vielgelesene Buch des Agrippa von Nettesheim „von der geheimen Philosophie“ verweisen. Er scheint es zwar ursprünglich geschrieben zu haben, ehe er in Italien war², allein er nennt in der Widmung an Trithemius unter andern auch wichtige italienische Quellen, wenn auch nur, um sie nebst den andern schlecht zu machen. Bei zweideutigen Individuen, wie Agrippa eines war, bei Gaunern und Narren, wie die meisten andern heißen dürfen, interessiert uns das System, in welches sie sich etwa hüllen, nur sehr wenig, samt

¹ Das mythische Vorbild der Zauberer bei den damaligen Dichtern ist bekanntlich Malagigi. Bei Anlaß dieser Figur läßt sich Pulci (Morgante, canto XXIV Str. 106 ff.) auch theoretisch aus über die Grenzen der Macht der Dämonen und der Beschwörung. Wenn man nur wüßte, wie weit es ihm Ernst ist. Vgl. Canto XXI.

² Polydorus Virgilius war zwar Italiener von Geburt, allein sein Werk *de prodigiis* konstatiert wesentlich nur den Aberglauben von England, wo er sein Leben zubrachte. Bei Anlaß der Präsenz der Dämonen macht er jedoch eine kuriose Anwendung auf die Verwüstung von Rom 1527.

seinen Formeln, Räucherungen, Salben, Pentakeln, Totenknochen¹ usw. Allein fürs erste ist dies System mit Zitaten aus dem Aberglauben des Altertums ganz angefüllt; sodann erscheint seine Einmischung in das Leben und in die Leidenschaft der Italiener bisweilen höchst bedeutend und folgenreich. Man sollte denken, daß nur die verdorbensten Großen sich damit eingelassen hätten, allein das heftige Wünschen und Begehren führt den Zauberern hie und da auch kräftige und schöpferische Menschen aller Stände zu, und schon das Bewußtsein, daß die Sache möglich sei, raubt auch den Fernstehenden immer etwas von ihrem Glauben an eine sittliche Weltordnung. Mit etwas Geld und Gefahr schien man der allgemeinen Vernunft und Sittlichkeit ungestraft trotzen zu können und die Zwischenstufen zu ersparen, welche sonst zwischen dem Menschen und seinen erlaubten oder unerlaubten Zielen liegen.

Betrachten wir zunächst ein älteres, im Absterben begriffenes Stück Zauberei. Aus dem dunkelsten Mittelalter, ja aus dem Altertum bewahrte manche Stadt in Italien eine Erinnerung an die Verknüpfung ihres Schicksals mit gewissen Bauten, Statuen usw. Die Alten hatten einst zu erzählen gewußt von den Weihepriestern oder Telesten, welche bei der feierlichen Gründung einzelner Städte zugegen gewesen waren und das Wohlergehen derselben durch bestimmte Denkmäler, auch wohl durch geheimes Vergraben bestimmter Gegenstände (Telesmata) magisch gesichert hatten. Wenn irgend etwas aus der römischen Zeit mündlich und populär überliefert weiterlebte, so waren es Traditionen dieser Art; nur wird natürlich der Weihepriester im Lauf der Jahrhunderte zum Zauberer schlechthin, da man die religiöse Seite seines Tuns im Altertum nicht mehr versteht. In einigen neapolitanischen Virgilswundern² lebt ganz deutlich die uralte Erinnerung

¹ Doch ist wenigstens der Mord nur höchst selten (S. 426) Zweck und vielleicht gar nie Mittel. Ein Scheusal wie Gilles de Retz (um 1440), der den Dämonen über 100 Kinder opferte, hat in Italien kaum eine ferne Analogie.

² Vgl. die wichtige Abhandlung von Roth „über den Zauberer Virgilius“, in Pfeiffers *Germania*, IV. [Ferner Comparetti (deutsch von H. Dütschke), *Virgil im Mittelalter*. Leipzig 1876, 2. verm.

an einen Telesten fort, dessen Name im Laufe der Zeit durch den des Virgil verdrängt wurde. So ist das Einschließen des geheimnisvollen Bildes der Stadt in ein Gefäß nichts anderes als ein echtes antikes Telesma; so ist Virgil der Mauerngründer von Neapel nur eine Umbildung des bei der Gründung anwesenden Weihepriesters. Die Volksphantasie spann mit wucherndem Reichtum an diesen Dingen weiter, bis Virgil auch der Urheber des ehernen Pferdes, der Köpfe am Nolaner Tore, der ehernen Fliege über irgendeinem andern Tore, ja der Grotte des Posilipp usw. geworden war — lauter Dinge, welche das Schicksal in einzelnen Beziehungen magisch binden, während jene beiden Züge das Fatum von Neapel überhaupt zu bestimmen scheinen. Auch das mittelalterliche Rom hatte verworrene Erinnerungen dieser Art. In S. Ambrogio zu Mailand befand sich ein antiker marmorner Herkules; solange derselbe an seiner Stelle stehe, hieß es, werde auch das Reich dauern, wahrscheinlich das der deutschen Kaiser, deren Krönungskirche S. Ambrogio war¹. Die Florentiner waren überzeugt², daß ihr (später zum Baptisterium umgebauter) Marstempel stehen werde bis ans Ende der Tage, gemäß der Konstellation, unter welcher er zur Zeit des Augustus erbaut war; die marmorne Reiterstatue des Mars hatten sie allerdings daraus entfernt, als sie Christen wurden; weil aber die Zertrümmerung derselben großes Unheil über die Stadt gebracht haben würde — ebenfalls wegen einer Konstellation —, so stellte man sie auf einen Turm am Arno. Als Totila Florenz zerstörte, fiel das Bild ins Wasser und wurde erst wieder herausgefischt, als Karl der Große Florenz neu gründete; es kam nunmehr auf einen Pfeiler am Eingange des Ponte vecchio zu stehen — und an dieser Stelle wurde 1215

Aufl. 1896.] — Das Aufkommen Virgils an der Stelle des ältern Telesten mag sich am ehesten dadurch erklären, daß etwa die häufigen Besuche an seinem Grabe schon während der Kaiserzeit dem Volk zu denken gaben.

¹ Uberti, Dittamondo L. III, cap. 4.

² Das Folgende s. bei Giov. Villani I, 42. 60. II, 1. III, 1. V. 38. XI, 1. Er selber glaubte an solche gottlosen Sachen nicht. Vgl. Dante, Inferno XIII, 146.

Bondelmonte umgebracht, und das Erwachen des großen Parteikampfes der Guelfen und Ghibellinen knüpft sich auf diese Weise an das gefürchtete Idol. Bei der Überschwemmung von 1333 verschwand dasselbe für immer¹.

Allein dasselbe Telesma findet sich anderswo wieder. Der schon erwähnte Guido Bonatto begnügte sich nicht, bei der Neugründung der Stadtmauern von Forlì jene symbolische Szene der Eintracht der beiden Parteien (S. 485) zu verlangen; durch ein ehernes oder steinernes Reiterbild, das er mit astrologischen und magischen Hilfsmitteln zustande brachte und vergrub², glaubte er die Stadt Forlì vor Zerstörung, ja schon vor Plünderung und Einnahme geschützt zu haben. Als Kardinal Albornoz (S. 95) etwa sechs Jahrzehnte später die Romagna regierte, fand man das Bild bei zufälligem Graben und zeigte es, wahrscheinlich auf Befehl des Kardinals, dem Volke, damit dieses begreife, durch welches Mittel der grausame Montefeltro sich gegen die römische Kirche behauptet habe. Aber wiederum ein halbes Jahrhundert später (1410), als eine feindliche Überraschung von Forlì mißlang, appelliert man doch wieder an die Kraft des Bildes, das vielleicht gerettet und wieder vergraben worden war. Es sollte das letztemal sein, daß man sich dessen freute; schon im folgenden Jahr wurde die Stadt wirklich eingenommen. — Gründungen von Gebäuden haben noch im ganzen 15. Jahrhundert nicht nur astrologische (S. 485), sondern auch magische Anklänge mit sich. Es fiel z. B. auf, daß Papst Paul II. eine solche Masse von goldenen und silbernen Medaillen in die Grundsteine seiner Bauten versenkte³, und Platina hat keine üble Lust, hierin ein heidnisches Telesma zu erkennen. Von der mittelalterlich religiösen

¹ [Zusatz Geigers: Über die hier erwähnten Florentiner Legenden s. Davidsohn, Geschichte von Florenz I, Anhang S. 122 und Villari, I primi due secoli I, 63 ff.]

² Den Ortsglauben hierüber geben Annal. Foroliviens. bei Murat. XXII, Col. 207. 238; mit Erweiterungen ist die Sache erzählt bei Fil. Villani, Vite S. 43.

³ Platina, Vitae Pontiff. S. 320: veteres potius hac in re quam Petrum, Anacletum et Linum imitatus.

Bedeutung eines solchen Opfers¹ hatte wohl freilich Paul so wenig als sein Biograph ein Bewußtsein.

Doch dieser offizielle Zauber, der ohnedies größtenteils ein bloßes Hörensagen war, erreichte bei weitem nicht die Wichtigkeit der geheimen, zu persönlichen Zwecken angewandten Magie.

Was davon im gewöhnlichen Leben besonders häufig vorkam, hat Ariost in seiner Komödie vom Nekromanten zusammengestellt². Sein Held ist einer der vielen aus Spanien vertriebenen Juden, obgleich er sich auch für einen Griechen, Ägypter und Afrikaner ausgibt und unaufhörlich Namen und Maske wechselt. Er kann zwar mit seinen Geisterbeschwörungen den Tag verdunkeln und die Nacht erhellen, die Erde bewegen, sich unsichtbar machen, Menschen in Tiere verwandeln usw., aber diese Prahlereien sind nur das Aushängeschild; sein wahres Ziel ist das Ausbeuten unglücklicher und leidenschaftlicher Ehepaare, und da gleichen die Spuren, die er zurückläßt, dem Geifer einer Schnecke, oft aber auch dem verheerenden Hagelschlag. Um solcher Zwecke willen bringt er es dazu, daß man glaubt, die Kiste, worin ein Liebhaber steckt, sei voller Geister, oder er könne eine Leiche zum Reden bringen u. dgl. Es ist wenigstens ein gutes Zeichen, daß Dichter und Novellisten diese Sorte von Menschen lächerlich machen durften und dabei auf Zustimmung rechnen konnten. Bandello behandelt nicht nur das Zaubern eines lombardischen Mönches als eine kümmerliche und in ihren Folgen schreckliche Gaunerei³, sondern er schildert auch⁴ mit wahrer Entrüstung das Unheil, welches den gläubigen Toren unaufhörlich begleitet. „Ein solcher hofft mit dem

¹ Die man z. B. bei Sugerius, *de consecratione ecclesiae* (Duchesne, *Scriptores* IV S. 355) und Chron. Petershusanum I, 13 und 16 recht wohl ahnt.

² Vgl. auch die Calandra des Bibbiena.

³ Bandello III, Nov. 52.

⁴ Bandello III, Nov. 29. Der Beschwörer läßt sich das Geheimhalten mit hohen Eiden versprechen, hier z. B. mit einem Schwur auf dem Hochaltar von S. Petronio in Bologna, als gerade sonst niemand in der Kirche war. — Einen ziemlichen Vorrat von Zauberwesen findet man auch Macaroneide Phant. XVIII.

Schlüssel Salomonis und vielen andern Zauberbüchern die verborgenen Schätze im Schoß der Erde zu finden, seine Dame zu seinem Willen zu zwingen, die Geheimnisse der Fürsten zu erkunden, von Mailand sich in einem Nu nach Rom zu versetzen und ähnliches. Je öfter getäuscht, desto beharrlicher wird er... Entsinnt Ihr Euch noch, Signor Carlo, jener Zeit, da ein Freund von uns, um die Gunst seiner Geliebten zu erzwingen, sein Zimmer mit Totenschädeln und Gebeinen anfüllte wie einen Kirchhof?“ Es kommen die ekelhaftesten Verpflichtungen vor, z. B. einer Leiche drei Zähne auszuziehen, ihr einen Nagel vom Finger zu reißen usw., und wenn dann endlich die Beschwörung mit ihrem Hokuspokus vor sich geht, sterben bisweilen die unglücklichen Teilnehmer vor Schrecken.

Benvenuto Cellini, bei der bekannten großen Beschwörung (1532) im Colosseum zu Rom¹, starb nicht, obgleich er und seine Begleiter das tiefste Entsetzen ausstanden; der sizilianische Priester, der in ihm wahrscheinlich einen brauchbaren Mithelfer für künftige Zeiten vermutete, machte ihm sogar auf dem Heimweg das Kompliment, einen Menschen von so festem Mute habe er noch nie angetroffen. Über den Hergang selbst wird sich jeder Leser seine besondern Gedanken machen; das Entscheidende waren wohl die narkotischen Dämpfe und die von vornherein auf das schrecklichste vorbereitete Phantasie, weshalb denn auch der mitgebrachte Junge, bei welchem dies am stärksten wirkt, weit das meiste allein erblickt. Daß es aber wesentlich auf Benvenuto abgesehen sein mochte, dürfen wir erraten, weil sonst für das gefährliche Beginnen gar kein anderer Zweck als die Neugier ersichtlich wird. Denn auf die schöne Angelica muß sich Benvenuto erst besinnen, und der Zauberer sagt ihm nachher selbst, Liebschaften seien eitle Torheit im Vergleich mit dem Auffinden von Schätzen. Endlich darf man nicht vergessen, daß es der Eitelkeit schmeichelte, sagen zu können: die Dämonen haben mir Wort gehalten, und

¹ Benv. Cellini 1, cap. 64.

Angelica ist genau einen Monat später, wie mir verheißen war, in meinen Händen gewesen (Kap. 68). Aber auch wenn sich Benvenuto allmählich in die Geschichte hineingelogen haben sollte, so wäre sie doch als Beispiel der damals herrschenden Anschauung von bleibendem Werte.

Sonst gaben sich die italienischen Künstler, auch die „wunderlichen, kapriziösen und bizarren“, mit Zauberei nicht leicht ab; wohl schneidet sich einer bei Gelegenheit des anatomischen Studiums ein Wams aus der Haut einer Leiche, aber auf Zureden eines Beichtvaters legt er es wieder in ein Grab¹. Gerade das häufige Studium von Kadavern mochte den Gedanken an magische Wirkung einzelner Teile derselben am gründlichsten niederschlagen, während zugleich das unablässige Betrachten und Bilden der Form dem Künstler die Möglichkeit einer ganz andern Magie aufschloß.

Im allgemeinen erscheint das Zaubерwesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts trotz der angeführten Beispiele doch schon in kenntlicher Abnahme, zu einer Zeit also, wo es außerhalb Italiens erst recht in Blüte kommt, so daß die Rundreisen italienischer Zauberer und Astrologen im Norden erst zu beginnen scheinen, seitdem ihnen zu Hause niemand mehr großes Vertrauen schenkte. Das 14. Jahrhundert war es, welches die genaue Bewachung des Sees auf dem Pilatusberg bei Scariotto nötig fand, um die Zauberer an ihrer Bücherweihe zu verhindern. Fazio degli Uberti² besucht in der Mark Ancona auch Scariotto, den vermeintlichen Geburtsort des Judas, und bemerkt dabei: „An dieser Stelle darf ich auch nicht den Pilatusberg übergehen, mit seinem See, wo den Sommer über regelmäßige Wachen abwechseln; denn wer Magie versteht, kommt hier heraufgestiegen, um sein Buch zu weihen, worauf großer Sturm sich erhebt, wie die Leute des Ortes sagen“. (Das Weihe der Bücher ist, wie schon früher (S. 502) erwähnt wurde, eine besondere, von der eigent-

¹ Vasari B. IV S. 483, Vita di Andrea da Fiesole. Es war Silvio Cosini, der auch sonst den „Zaubersprüchen und ähnlichen Narrheiten“ nachging.

² Dittamondo III, c. 1.

lichen Beschwörung verschiedene Zeremonie.) Im 15. Jahrhundert kamen dann noch Dinge vor, wie z. B. das Anerbieten, Regengüsse zu bewirken, um damit ein Belagerungsheer zu verscheuchen; und schon damals hatte der Gebieter der belagerten Stadt — Nicolò Vittelli in Città di Castello — den Verstand, die Regenmacher als gottlose Leute abzuweisen¹. Im 16. Jahrhundert treten solche offizielle Dinge nicht mehr an den Tag, wenn auch das Privatleben noch mannigfach den Beschwörern anheimfällt. In diese Zeit gehört allerdings die klassische Figur des deutschen Zaubерwesens, Dr. Johann Faust; die des italienischen dagegen, Guido Bonatto, fällt bereits ins 13. Jahrhundert.

Auch hier wird man freilich beifügen müssen, daß die Abnahme des Beschwörungsglaubens sich nicht notwendig in eine Zunahme des Glaubens an die sittliche Ordnung des Menschenlebens verwandelte, sondern daß sie vielleicht bei vielen nur einen dumpfen Fatalismus zurückließ, ähnlich wie der schwindende Stern glaube.

Ein paar Nebengattungen des Wahns, die Pyromantie, Chiromantie² usw., welche erst mit dem Sinken des Beschwörungsglaubens und der Astrologie einigermaßen zu Kräften kamen, dürfen wir hier völlig übergehen, und selbst die auftauchende Physiognomik hat lange nicht das Interesse, das man bei Nennung dieses Namens voraussetzen sollte. Sie erscheint nämlich nicht als Schwester und Freundin der bildenden Kunst und der praktischen Psychologie, sondern wesentlich als eine neue Gattung fatalistischen Wahnes, als ausdrückliche Rivalin der Sterndeuterei, was sie wohl schon bei den Arabern gewesen sein mag. Bartolommeo Cocle, der Verfasser eines physiognomischen Lehrbuches, der sich einen Metoposkopen nannte³, und dessen Wissenschaft, nach Giovios Ausdruck,

¹ De obsidione Tiphernatium 1474. (Rerum ital. scriptt. ex florent. codicibus, Tom. II.)

² Diesen unter den Soldaten stark verbreiteten Aberglauben (um 1520) verspottet Limerno Pitocco im Orlandino, cap. V. Str. 60.

³ Paul. Jov. Elog. lit. sub voce Cocles. [Zusatz Geigers: Barthol. Coclitis chiromantiae et physiognomiae anaphrasis. Bologna 1523. Am bedeutendsten H. Cardanus in seiner Metoposcopia, libri 13.]

schon wie eine der vornehmsten freien Künste aussah, begnügte sich nicht mit Weissagungen an die klügsten Leute, die ihn täglich zu Rate zogen, sondern er schrieb auch ein höchst bedenkliches „Verzeichnis solcher, welchen verschiedene große Lebensgefahren bevorständen“. Giovio, obwohl gealtert in der Aufklärung Roms — in hac luce romana! — findet doch, daß sich die darin enthaltenen Weissagungen nur zu sehr bewahrheitet hätten¹. Freilich erfährt man bei dieser Gelegenheit auch, wie die von diesen und ähnlichen Voraussagungen Betroffenen sich an den Propheten rächten; Giovanni Bentivoglio ließ den Lucas Gauricus an einem Seil, das von einer hohen Wendeltreppe herabhing, fünfmal hin und her an die Wand schmeißen, weil Lucas ihm² den Verlust seiner Herrschaft vorhersagte; Ermes Bentivoglio sandte dem Cocle einen Mörder nach, weil der unglückliche Metoposkop ihm, noch dazu wider Willen, prophezeit hatte, er werde als Verbannter in einer Schlacht umkommen. Der Mörder höhnte, wie es scheint, noch in Gegenwart des Sterbenden: Dieser habe ihm ja selber geweissagt, er würde nächstens einen schmachvollen Mord begehen! — Ein ganz ähnliches jammervolles Ende nahm der Neugründer der Chiromantie Antioco Tiberto von Cesena³ durch Pandolfo Malatesta von Rimini, dem er das Widerwärtigste prophezeit hatte, was ein Tyrann sich denken mag: den Tod in Verbannung und äußerster Armut. Tiberto war ein geistreicher Mann, dem man zutraute, daß er weniger nach einer chiromantischen Methode als nach einer durchdringenden Menschenkenntnis seinen Bescheid gebe; auch achteten ihn seiner hohen Bildung wegen selbst

¹ Aus Giovio spricht hier vernehmlich der begeisterte Porträtsammler.

² Und zwar aus den Sternen, denn Gauricus kannte die Physiognomik nicht; für sein eigenes Schicksal aber war er auf die Weissagung des Cocle angewiesen, da sein Vater versäumt hatte, sein Horoskop zu notieren. [Zusatz Geigers: In Wirklichkeit war die Strafe, die G. erlitt, lange nicht so hart, wie oben im Text erwähnt; vgl. Ronchini, Atti e memorie, Napoli, VII, ferner besondere Schriften von Gabotto 1892 und Percopo 1895.]

³ Paul. Jov. a. a. O. S. 100 ff. s. v. Tibertus.

diejenigen Gelehrten, welche von seiner Divination nichts hielten¹.

Die Alchimie endlich, welche im Altertum erst ganz spät, unter Diocletian, erwähnt wird, spielt zur Zeit der Blüte der Renaissance nur eine untergeordnete Rolle². Auch diese Krankheit hatte Italien früher durchgemacht im 14. Jahrhundert, als Petrarca in seiner Polemik dagegen es zugestand: das Goldkochen sei eine weitverbreitete Sitte³. Seitdem war in Italien diejenige besondere Sorte von Glauben, Hingebung und Isolierung, welche der Betrieb der Alchimie verlangt, immer seltener geworden, während italienische und andere Adepten im Norden die großen Herren erst recht auszubeuten anfangen⁴. Unter Leo X. hießen bei den Italienern die wenigen⁵, die sich noch damit abgaben, schon „Grübler“ (*ingenia curiosa*), und Aurelio Augurelli, der dem großen Goldverächter Leo selbst sein Lehrgedicht vom Goldmachen widmete, soll als Gegengeschenk eine prächtige, aber leere Börse erhalten haben. Die Adeptenmystik, welche außer dem Gold noch den allbeglückenden Stein der Weisen suchte, ist vollends erst ein spätes nordisches Gewächs, welches aus den Theorien des Paracelsus usw. emporblüht.

FÜNFTES KAPITEL

ERSCHÜTTERUNG DES GLAUBENS ÜBERHAUPT

Mit diesem Aberglauben sowohl als mit der Denkweise des Altertums überhaupt hängt die Erschütterung des

¹ Das Notwendigste über diese Nebengattungen der Mantik gibt Corn. Agrippa, *de occulta philosophia* cap. 52. 57.

² Libri, *Hist. des sciences mathém.* II S. 122.

³ *Novi nihil narro, mos est publicus.* (*Remed. utriusque fortunae* S. 93), eine der sehr lebendig und ab irato geschriebenen Partien dieses Buches.

⁴ Hauptstelle bei Trithem. *Ann. Hirsaug.* II S. 286 ff.

⁵ *Neque enim desunt*, heißt es bei Paul. Jov. *Elog. lit.* S. 150 s. v. Pompon. Gauricus. Vgl. ebenda S. 130 s. v. Aurel. Augurellus. — *Macaroneide*, Phant. XII.

Glaubens an die Unsterblichkeit eng zusammen. Diese Frage hat aber überdies noch viel weitere und tiefere Beziehungen zu der Entwicklung des modernen Geistes im großen und ganzen.

Eine mächtige Quelle aller Zweifel an der Unsterblichkeit war zunächst der Wunsch, der verhaßten Kirche, wie sie war, innerlich nichts mehr zu verdanken. Wir sahen, daß die Kirche diejenigen, welche so dachten, Epikureer nannte (oben S. 471 f.). Im Augenblick des Todes mag sich mancher wieder nach den Sakramenten umgesehen haben, aber Unzählige haben während ihres Lebens, zumal während ihrer tätigsten Jahre, unter jener Voraussetzung gelebt und gehandelt. Daß sich daran bei vielen ein allgemeiner Unglaube hängen mußte, ist an sich einleuchtend und überdies geschichtlich auf alle Weise bezeugt. Es sind diejenigen, von welchen es bei Ariost heißt: sie glauben nicht über das Dach hinaus¹. In Italien, zumal in Florenz, konnte man zuerst als ein notorisch Ungläubiger existieren, wenn man nur keine unmittelbare Feindseligkeit gegen die Kirche übte². Der Beichtvater z. B., der einen politischen Delinquenten zum Tode vorbereiten soll, erkundigt sich vorläufig, ob derselbe glaube? „denn es war ein falsches Gerücht gegangen, er habe keinen Glauben“³.

Der arme Sünder, um den es sich hier handelt, jener (S. 56 erwähnte) Pierpaolo Boscoli, der 1513 an einem Attentat gegen das eben hergestellte Haus Medici teilnahm, ist bei diesem Anlaß zu einem wahren Spiegelbild der damaligen religiösen Konfusion geworden. Von Hause aus der Partei Savonarolas zugetan, hatte er dann doch

¹ Ariosto, Sonetto 34 . . . non creder sopra il tetto. Der Dichter sagt es mit Bosheit von einem Beamten aus, der in einer Sache von Mein und Dein gegen ihn entschieden hatte.

² [Zusatz Geigers: Auch hier muß wieder auf Georg. Gemisthos Plethon hingewiesen werden, dessen Ignorierung des Christentums auf die damaligen Italiener, besonders die Florentiner, bestimmend wirkte.]

³ Narrazione del caso del Boscoli. Arch. stor. I S. 273 ff. — Der stehende Ausdruck war non aver fede, vgl. Vasari B. IV S. 133, Vita di Piero di Cosimo.

für die antiken Freiheitsideale und anderes Heidentum geschwärmt; in seinem Kerker aber nimmt sich jene Partei wiederum seiner an und verschafft ihm ein seliges Ende in ihrem Sinne. Der pietätvolle Zeuge und Aufzeichner des Herganges ist einer von der Künstlerfamilie della Robbia, der gelehrte Philologe Luca. „Ach“, seufzt Boscoli, „treibet mir den Brutus aus dem Kopf, damit ich meinen Gang als Christ gehen kann!“ — Luca: „Wenn Ihr wollt, so ist das nicht schwer; Ihr wisset ja, daß jene Römertaten uns nicht schlicht, sondern idealisiert (*con arte accresciute*) überliefert sind.“ Nun zwingt jener seinen Verstand zu glauben und jammert, daß er nicht freiwillig glauben könne. Wenn er nur noch einen Monat mit guten Mönchen zu leben hätte, dann würde er ganz geistlich gesinnt werden! Es zeigt sich weiter, daß diese Leute vom Anhang Savonarolas die Bibel wenig kannten; Boscoli kann nur Paternoster und Avemaria beten und ersucht nun den Luca dringend, den Freunden zu sagen, sie möchten die Heilige Schrift studieren, denn nur, was der Mensch im Leben erlernt habe, das besitze er im Sterben. Darauf liest und erklärt ihm Luca die Passion nach dem Evangelium Johannis; merkwürdigerweise ist dem Armen die Gottheit Christi einleuchtend, während ihm dessen Menschheit Mühe macht; diese möchte er gerne so sichtbar begreifen, „als käme ihm Christus aus einem Walde entgegen“ — worauf ihn sein Freund zur Demut verweist, indem dies nur Zweifel seien, welche der Satan sende. Später fällt ihm ein ungelöstes Jugendgelübde einer Wallfahrt nach der Impruneta ein; der Freund verspricht es zu erfüllen an seiner Statt. Dazwischen kommt der Beichtvater, ein Mönch aus Savonarolas Kloster, wie er ihn erbeten hatte, gibt ihm zunächst jene oben erwähnte Erläuterung über die Ansicht des Thomas von Aquino wegen des Tyrannenmordes, und ermahnt ihn dann, den Tod mit Kraft zu ertragen. Boscoli antwortet: „Pater, verlieret damit keine Zeit, denn dazu genügen mir schon die Philosophen; helfet mir, den Tod zu erleiden aus Liebe zu Christus.“ Das Weitere, die Kommunion, der Abschied und die Hinrichtung, wird auf sehr

rührende Weise geschildert, besonders hervorzuheben ist aber der eine Zug, daß Boscoli, indem er das Haupt auf den Block legte, den Henker bat, noch einen Augenblick mit dem Hieb zu warten: „er hatte nämlich die ganze Zeit über (seit der Verkündigung des Todesurteils) nach einer engen Vereinigung mit Gott gestrebt, ohne sie nach Wunsch zu erreichen, nun gedachte er in diesem Augenblick durch volle Anstrengung sich gänzlich Gott hinzugeben.“ Offenbar ist es ein Ausdruck Savonarolas, der — halbverstanden — ihn beunruhigt hatte.

Besäßen wir noch mehr Bekenntnisse dieser Art, so würde das geistige Bild jener Zeit um viele wichtige Züge reicher werden, die uns keine Abhandlung und kein Gedicht gibt. Wir würden noch besser sehen, wie stark der angeborene religiöse Trieb, wie subjektiv und auch wie schwankend das Verhältnis des einzelnen zum Religiösen war und was für gewaltige Feinde dem letztern gegenüberstanden. Daß Menschen von einem so beschaffenen Innern nicht taugen, eine neue Kirche zu bilden, ist unleugbar, aber die Geschichte des abendländischen Geistes wäre unvollständig ohne die Betrachtung jener Gärungszeit der Italiener, während sie sich den Blick auf andere Nationen, die am Gedanken keinen Teil hatten, getrost ersparen darf. Doch wir kehren zur Frage von der Unsterblichkeit zurück.

Wenn der Unglaube in dieser Beziehung unter den höher Entwickelten eine so bedeutende Stellung gewann, so hing dies weiter davon ab, daß die große irdische Aufgabe der Entdeckung und Reproduktion der Welt in Wort und Bild alle Geistes- und Seelenkräfte bis zu einem hohen Grade für sich in Anspruch nahm. Von dieser notwendigen Weltlichkeit der Renaissance war schon (S. 466 f.) die Rede. Aber überdies erhob sich aus dieser Forschung und Kunst mit derselben Notwendigkeit ein allgemeiner Geist des Zweifels und der Frage. Wenn derselbe sich in der Literatur wenig kundgibt, wenn er z. B. zu einer Kritik der biblischen Geschichte (S. 476 f.) nur vereinzelte Anläufe verrät, so muß man nicht glauben, er sei nicht vorhanden gewesen. Er war nur übertönt durch das soeben genannte Bedürfnis des Darstellens und Bildens in allen Fächern,

d. h. durch den positiven Kunsttrieb; außerdem hemmte ihn auch die noch vorhandene Zwangsmacht der Kirche, sobald er theoretisch zu Werke gehen wollte. Dieser Geist des Zweifels aber mußte sich unvermeidlich und vorzugsweise auf die Frage vom Zustand nach dem Tode werfen, aus Gründen, welche zu einleuchtend sind, als daß sie genannt zu werden brauchten.

Und nun kam das Altertum hinzu und wirkte auf diese ganze Angelegenheit in zwiefacher Weise. Fürs erste suchte man sich die Psychologie der Alten anzueignen und peinigte den Buchstaben des Aristoteles um eine entscheidende Auskunft. In einem der lucianischen Dialoge jener Zeit¹ erzählt Charon dem Merkur, wie er den Aristoteles bei der Überfahrt im Nachen selber um seinen Unsterblichkeitsglauben befragt habe; der vorsichtige Philosoph, obwohl selber bereits leiblich gestorben und dennoch fortlebend, habe sich auch jetzt nicht mit einer klaren Antwort kompromittieren wollen; wie werde es erst nach vielen Jahrhunderten mit der Deutung seiner Schriften gehen! — Nur um so eifriger stritt man über seine und anderer alten Schriftsteller Meinungen in betreff der wahren Beschaffenheit der Seele, ihren Ursprung, ihre Präexistenz, ihre Einheit in allen Menschen, ihre absolute Ewigkeit, ja ihre Wanderungen, und es gab Leute, die dergleichen auf die Kanzel brachten². Die Debatte wurde überhaupt schon im 15. Jahrhundert sehr laut; die einen bewiesen, daß Aristoteles allerdings eine unsterbliche Seele lehre³; andere klagten über die Herzenshärte der Menschen, welche die Seele gern breit auf einem Stuhl vor sich sitzen sähen, um überhaupt an ihr Dasein zu glauben⁴; Filelfo in seiner Leichenrede auf Francesco Sforza führt eine bunte Reihe von Aussagen antiker und selbst arabischer Philosophen zugunsten der Unsterblichkeit an und schließt dies im Druck⁵ anderthalb enge Folioseiten betragende Gemisch

¹ Jovian. Pontan. Charon, Opp. II S. 1128—1195.

² Faustini Terdocei triumphus stultitiae, L. II.

³ So Borbone Morosini um 1460, vgl. Sansovino, Venezia, L. XIII S. 243.

⁴ Vespas. Fiorent. S. 260.

⁵ Orationes Philelphi S. 18.

mit zwei Zeilen: „Überdies haben wir das Alte und Neue Testament, was über alle Wahrheit ist“. Dazwischen kamen die florentinischen Platoniker mit der Seelenlehre Platos, und, wie z. B. Pico, mit sehr wesentlicher Ergänzung derselben aus der Lehre des Christentums. Allein die Gegner erfüllten die gebildete Welt mit ihrer Meinung. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war das Ärgernis, das die Kirche darob empfand, so hoch gestiegen, daß Leo X. auf dem lateranensischen Konzil (1513) eine Konstitution¹ erlassen mußte zum Schutz der Unsterblichkeit und Individualität der Seele, letzteres gegen die, welche lehrten, die Seele sei in allen Menschen nur eine. Wenige Jahre später (1516) erschien aber das Buch des Pomponazzo, worin die Unmöglichkeit eines philosophischen Beweises für die Unsterblichkeit dargetan wurde, und nun spann sich der Kampf mit Gegenschriften und Apologien fort und verstummte erst gegenüber der katholischen Reaktion. Die Präexistenz der Seelen in Gott, mehr oder weniger nach Platos Ideenlehre gedacht, blieb lange ein sehr verbreiteter Begriff und kam z. B. den Dichtern² gelegen. Man erwog nicht näher, welche Konsequenz für die Art der Fortdauer nach dem Tode daranhing.

Die zweite Einwirkung des Altertums kam ganz vorzüglich von jenem merkwürdigen Fragment aus Ciceros sechstem Buche vom Staat her, welches unter dem Namen „Traum des Scipio“ bekannt ist. Ohne den Kommentar des Macrobius wäre es wahrscheinlich untergegangen wie die übrige zweite Hälfte des Ciceronischen Werkes; nun war es wieder in unzähligen Abschriften³ und von Anfang der Typographie an in Abdrücken verbreitet und wurde mehrfach neu kommentiert. Es ist die Schilderung eines verklärten Jenseits für die großen Männer, durch-

¹ Septimo Decretal Lib. V, Tit. III, cap. 8.

² Ariosto, Orlando, canto VII Str. 61. — Ins Lächerliche gezogen: Orlandino, cap. IV Str. 67. 68 (vgl. o. S. 304). — Cariteo, ein Mitglied der neapolitanischen Akademie des Pontanus, benützt die Präexistenz der Seelen, um die Sendung des Hauses Aragon damit zu verherrlichen. Roscoe, Leone X, ed. Bossi, II S. 288.

³ Orelli ad Cic. de republ. L. VI. — Vgl. auch Lucan. Pharsal. IX, Anfang.

tönt von der Harmonie der Sphären. Dieser Heidenhimmel, für den sich allmählich auch noch andere Aussagen der Alten fanden, vertrat allmählich in demselben Maße den christlichen Himmel, in welchem das Ideal der historischen Größe und des Ruhmes die Ideale des christlichen Lebens in den Schatten stellte, und dabei wurde doch das Gefühl nicht beleidigt, wie bei der Lehre von dem gänzlichen Aufhören der Persönlichkeit. Schon Petrarca gründet nun seine Hoffnung wesentlich auf diesen „Traum des Scipio“, auf die Äußerungen in andern Ciceronischen Schriften und auf Platos Phädon, ohne die Bibel zu erwähnen¹. „Warum soll ich“, fragt er anderswo, „als Katholik eine Hoffnung nicht teilen, welche ich erweislich bei den Heiden vorfinde?“ Etwas später schrieb Coluccio Salutati seine (noch handschriftlich vorhandenen) „Arbeiten des Herkules“, wo am Schluß bewiesen wird, daß den energischen Menschen, welche die ungeheuren Mühen der Erde überstanden haben, der Wohnsitz auf den Sternen von Rechts wegen gehöre². Wenn Dante noch strenge darauf gehalten hatte, daß auch die größten Heiden, denen er gewiß das Paradies gönnte, doch nicht über jenen Limbus am Eingang der Hölle hinaus kamen³, so griff jetzt die Poesie mit beiden Händen nach den neuen liberalen Ideen vom Jenseits. Cosimo der Ältere wird, laut Bernardo Pulcis Gedicht auf seinen Tod, im Himmel empfangen von Cicero, der ja auch „Vater des Vaterlandes“ geheißen, von den Fabiern, von Curius, Fabricius und vielen andern; mit ihnen wird er eine Zierde des Chores sein, wo nur tadellose Seelen singen⁴.

¹ Petrarca. epp. fam. IV, 3. IV, 6. Fracass. (ital.) I, 498 ff., 510 ff.

² Fil. Villani, Vite S. 15. Diese merkwürdige Stelle, wo Werkdienst und Heidentum zusammentreffen, lautet: che agli uomini fortissimi, poichè hanno vinto le mostruose fatiche della terra, debitamente sieno date le stelle.

³ Inferno IV, 24 ff. — Vgl. Purgatorio VII, 28; XXII, 100.

⁴ Dieser Heidenhimmel findet sich deutlich auch in der Grabchrift des Tonbildners Nicolò dell' Arca:

Nunc te Praxiteles, Phidias, Polycletus adorant
Miranturque tuas, o Nicolae, manus.

(Bei Bursellis, Ann. Bonon. bei Murat. XXIII, Col. 912.)

Aber es gab in den alten Autoren noch ein anderes, weniger gefälliges Bild des Jenseits, nämlich das Schattenreich Homers und derjenigen Dichter, welche jenen Zustand nicht versüßt und humanisiert hatten. Auf einzelne Gemüter machte auch dies Eindruck. Gioviano Pontano legt irgendwo¹ dem Sannazar die Erzählung einer Vision in den Mund, die er frühmorgens im Halbschlummer gehabt habe. Es erscheint ihm ein verstorbener Freund, Ferrandus Januarius, mit dem er sich einst oft über die Unsterblichkeit der Seele unterhalten hatte; jetzt fragt er ihn, ob die Ewigkeit und Schrecklichkeit der Höllenstrafen Wahrheit sei? Der Schatten antwortet nach einigem Schweigen ganz im Sinne des Achill, als ihn Odysseus befragte: „So viel sage und bezeuge ich dir, daß wir vom leiblichen Leben Abgeschiedenen das stärkste Verlangen tragen, wieder in dasselbe zurückzukehren.“ Dann grüßt und verschwindet er.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß solche Ansichten vom Zustande nach dem Tode das Aufhören der wesentlichsten christlichen Dogmen teils voraussetzen, teils verursachen. Die Begriffe von Sünde und Erlösung müssen fast völlig verduftet gewesen sein. Man darf sich durch die Wirkung der Bußprediger und durch die Bußepidemien, von welchen oben (S. 440 ff., 461 ff.) die Rede war, nicht irremachen lassen; denn, selbst zugegeben, daß auch die individuell entwickelten Stände daran teilgenommen hätten wie alle andern, so war die Hauptsache dabei doch nur das Rührungsbedürfnis, die Losspannung heftiger Gemüter, das Entsetzen über großes Landesunglück, der Schrei zum Himmel um Hilfe. Die Weckung des Gewissens hatte durchaus nicht notwendig das Gefühl der Sündhaftigkeit und des Bedürfnisses der Erlösung zur Folge, ja selbst eine sehr heftige äußere Buße setzt nicht notwendig eine Reue im christlichen Sinne voraus. Wenn kräftig entwickelte Menschen der Renaissance uns erzählen, ihr Prinzip sei: nichts zu bereuen², so kann dies

¹ In seiner späten Schrift *Actius*.

² Cardanus, *de propria vita*, cap. 13: *non poenitere ullius rei quam voluntarie effecerim, etiam quae male cessisset*; ohne dieses wäre ich der unglücklichste Mensch gewesen.

allerdings sich auf sittlich indifferente Angelegenheiten, auf bloß Unkluges und Unzweckmäßiges beziehen; aber von selbst wird sich diese Verachtung der Reue auch auf das sittliche Gebiet ausdehnen, weil ihre Quelle eine allgemeine, nämlich das individuelle Kraftgefühl ist. Das passive und kontemplative Christentum mit seiner beständigen Beziehung auf eine jenseitige höhere Welt beherrschte diese Menschen nicht mehr. Machiavell wagte dann die weitere Konsequenz: dasselbe könne auch dem Staat und der Verteidigung von dessen Freiheit nicht förderlich sein¹. Welche Gestalt mußte nun die trotz allem vorhandene starke Religiosität bei den tiefern Naturen annehmen? Es ist der Theismus oder Deismus, wie man will. Den letztern Namen mag diejenige Denkweise führen, welche das Christliche abgestreift hat, ohne einen weitem Ersatz für das Gefühl zu suchen oder zu finden. Theismus aber erkennen wir in der erhöhten positiven Andacht zum göttlichen Wesen, welche das Mittelalter nicht gekannt hatte. Dieselbe schließt das Christentum nicht aus und kann sich jederzeit mit dessen Lehre von der Sünde, Erlösung und Unsterblichkeit verbinden, aber sie ist auch ohne dasselbe in den Gemütern vorhanden.

Bisweilen tritt sie mit kindlicher Naivität, ja mit einem halbheidnischen Anklang auf; Gott erscheint ihr als der allmächtige Erfüller der Wünsche. L. B. Alberti erzählt², wie er nach der Hochzeit sich mit seiner Gemahlin einschloß und vor dem Hausaltar mit dem Marienbilde niederkniete, worauf sie aber nicht zur Madonna, sondern zu Gott beteten, er möge ihnen verleihen die richtige Benützung ihrer Güter, langes Zusammenleben in Fröhlichkeit und Eintracht und viele männliche Nachkommen; „für mich betete ich um Reichtum, Freundschaften und Ehre, für sie um Unbescholtenheit, Ehrbarkeit und daß sie eine gute Haushälterin werden möge“. Wenn dann noch eine starke Antikisierung im Ausdruck hinzukommt, so hat man es bisweilen schwer,

¹ Discorsi, L. II, cap. 2.

² Del governo della famiglia S. 114.

den heidnischen Stil und die theistische Überzeugung auseinanderzuhalten¹.

Auch im Unglück äußert sich hie und da diese Gesinnung mit ergreifender Wahrheit. Es sind aus der spätern Zeit des Firenzuola, da er jahrelang am Fieber krank lag, einige Anreden an Gott vorhanden, in welchen er sich beiläufig mit Nachdruck als einen gläubigen Christen geltend macht und doch ein rein theistisches Bewußtsein an den Tag legt². Er faßt sein Leiden weder als Sündenschuld noch als Prüfung und Vorbereitung auf eine andere Welt; es ist eine Angelegenheit zwischen ihm und Gott allein, der die mächtige Liebe zum Leben zwischen den Menschen und seine Verzweiflung hineingestellt hat. „Ich fluche, doch nur gegen die Natur, denn deine Größe verbietet mir, dich selbst zu nennen . . . gib mir den Tod, Herr, ich flehe dich an, gib mir ihn jetzt!“

Einen augenscheinlichen Beweis für einen ausgebildeten, bewußten Theismus wird man freilich in diesen und ähnlichen Aussagen vergebens suchen; die Betreffenden glaubten zum Teil noch Christen zu sein und respektierten außerdem aus verschiedenen Gründen die vorhandene Kirchenlehre. Aber zur Zeit der Reformation, als die Gedanken gezwungen waren, sich abzuklären, gelangte diese Denkweise zu einem deutlicheren Bewußtsein; eine Anzahl der italienischen Protestanten erwiesen sich als Anti-

¹ Als Beispiel die kurze Ode des M. Antonio Flaminio aus den Coryciana (vgl. o. S. 246 A. 2):

Dii quibus tam Corycius venusta
Signa, tam dives posuit sacellum,
Ulla si vestros animos piorum
Gratia tangit,

Vox jocos risusque senis faceti
Sospites servate diu; senectam
Vos date et semper viridem et Falerno
Usque madentem.

At simul longo satiatum aevo
Liquerit terras, dapibus Deorum
Laetus intersit, potiore mutans
Nectare Bacchum.

² Firenzuola, opere, vol. IV, S. 147 ff.

trinitarier, und die Sozinianer machten sogar als Flüchtlinge in weiter Ferne den denkwürdigen Versuch, eine Kirche in diesem Sinn zu konstituieren. Aus dem bisher Gesagten wird wenigstens so viel klar geworden sein, daß außer dem humanistischen Rationalismus noch andere Geister in diese Segel wehten.

Ein Mittelpunkt der ganzen theistischen Denkweise ist wohl in der platonischen Akademie von Florenz und ganz besonders in Lorenzo magnifico selbst zu suchen. Die theoretischen Werke und selbst die Briefe jener Männer geben doch nur die Hälfte ihres Wesens. Es ist wahr, daß Lorenzo von Jugend auf bis an sein Lebensende sich dogmatisch christlich geäußert hat¹ und daß Pico sogar unter die Herrschaft Savonarolas und in eine mönchisch aszetische Gesinnung hineingeriet². Allein in den Hymnen Lorenzos³, welche wir als das höchste Resultat des Geistes jener Schule zu bezeichnen versucht sind, spricht ohne Rückhalt der Theismus, und zwar von einer Anschauung aus, welche sich bemüht, die Welt als einen großen moralischen und physischen Kosmos zu betrachten. Während die Menschen des Mittelalters die Welt ansehen als ein Jammertal, welches Papst und Kaiser hüten müssen bis zum Auftreten des Antichrist, während die Fatalisten der Renaissance abwechseln zwischen Zeiten der gewaltigen Energie und Zeiten der dumpfen Resignation oder des Aberglaubens, erhebt sich hier, im Kreise⁴ auserwählter

¹ Nic. Valori, vita di Lorenzo, passim. — Die schöne Instruktion an seinen Sohn Kard. Giovanni bei Fabroni, Laurentius, Adnot. 178 und in den Beilagen zu Roscoe, Leben des Lorenzo.

² Jo. Pici vita, auct. Jo. Franc. Pico. — Seine Deprecatio ad Deum in den Deliciae poetar. italor.

³ Es sind die Gesänge: Orazione („Magno Dio, per la cui costante legge etc.“ bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi VIII S. 120); — der Hymnus („Oda il sacro inno tutta la natura etc.“ bei Fabroni, Laurentius, Adnot. 9); — L'altercazione (Poesie di Lorenzo magn. I S. 265; in letzterer Sammlung sind auch die übrigen hier genannten Gedichte mit abgedruckt). [Bonardi, Giorn. stor. 33 S. 77—82 hat nachgewiesen, daß zum mindesten drei dieser Hymnen Übertragungen antiker Vorbilder sind.]

⁴ Wenn es dem Pulci in seinem Morgante irgendwo mit religiösen Dingen Ernst ist, so wird dies von Ges. XVI Str. 6 gelten:

Geister, die Idee, daß die sichtbare Welt von Gott aus Liebe geschaffen, daß sie ein Abbild des in ihm präexistierenden Vorbildes sei, und daß er ihr dauernder Beweger und Fortschöpfer bleiben werde. Die Seele des einzelnen kann zunächst durch das Erkennen Gottes ihn in ihre engen Schranken zusammenziehen, aber auch durch Liebe zu ihm sich ins Unendliche ausdehnen, und dies ist dann die Seligkeit auf Erden.

Hier berühren sich Anklänge der mittelalterlichen Mystik mit platonischen Lehren und mit einem eigentümlichen modernen Geiste. Vielleicht reifte hier eine höchste Frucht jener Erkenntnis der Welt und des Menschen, um derentwillen allein schon die Renaissance von Italien die Führerin unseres Weltalters heißen muß.

diese deistische Rede der schönen Heidin Antea ist vielleicht der greifbarste Ausdruck der Denkweise, welche unter Lorenzos Genossen geltend war. Die oben (S. 469 A. 1; 473 A. 1) zitierten Reden des Dämons Astarotte bilden dann gewissermaßen die Ergänzung dazu.